



# Leseprobe

Steffen Kopetzky

**Risiko**

Roman

---

Bestellen Sie mit einem Klick für 12,99 €



---

Seiten: 736

Erscheinungstermin: 12. September 2016

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

[www.penguinrandomhouse.de](http://www.penguinrandomhouse.de)

STEFFEN  
KOPETZKY  
**RISIKO**

ROMAN

WILHELM HEYNE VERLAG  
MÜNCHEN

Für meine Brüder Bernd und Walter

Ich danke der Hamburger Stiftung für Wissenschaft und Kultur, die die Recherche zu diesem Buch unterstützt hat, und dem Ministerium für Wissenschaft, Forschung und Kunst des Freistaats Bayern für ein Literaturstipendium während der Niederschrift.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

5. Auflage

Vollständige Taschenbuchausgabe 10/2016

Copyright © 2015 by J. G. Cotta'sche Buchhandlung

Nachfolger GmbH, gegr. 1659, Stuttgart

Copyright © 2016 dieser Ausgabe

by Wilhelm Heyne Verlag, München,

in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,

Neumarkter Straße 28, 81673 München

Printed in Germany

Umschlaggestaltung: Nele Schütz Design, München,

nach der Originalgestaltung von © Rothfos & Gabler, Hamburg,

unter Verwendung eines Fotos von © Jan Lederbogen

Karten: © Gottfried Müller

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

ISBN: 978-3-453-41956-8

[www.heyne.de](http://www.heyne.de)

*Gott schickt Blitze – und er trifft damit, wen er will.*

Koran 13,13

*Zu dem, was den Jagdvogel mutig und scharf macht, gehört,  
dass man ihn am Vortage der Jagd mit einem Tauben-  
jungen, dem scharfer Essig eingeflößt wurde, füttert.  
Lass die Taube erst noch ein wenig fliegen, bis der Essig in  
ihre Adern gelangt ist; dann gib sie ihm. Am nächsten  
Morgen wird der Falke mager, schlank und lebhaft sein.*  
Moamin, »Über die Kunst mit Vögeln zu jagen«

## PROLOG

Der Geisteszustand gewöhnlicher Sklaven ist schrecklich genug – sie haben die Welt verloren. Er aber hatte nicht den Leib allein, sondern auch die Seele an den Allesbeherrscher, den Hass, verloren. War ihm verfallen. Gehörte ihm ganz und gar.

Manchmal, in den sternfunkelnden Nächten des zu einer Geisterstadt erstarrten Kabuls war es ihm, als könnte er mit sich selbst sprechen, mit dem anderen, der er geworden war, ein Verräter und – vielleicht bald – ein Mörder. Nichts anderes beherrschte seine Tage, dennoch gab es da immer noch die Frage in ihm, ob er es wirklich fertigbrächte – ob er Emir Habibullah Khan, das Staatsoberhaupt Afghanistans, würde töten können.

Berichte, in der nördlichen Provinz Kunar gebe es diesen Winter so viele Schneeleoparden wie seit Jahrzehnten nicht, hatten den Emir und dessen Bruder Nasrullah, den Urheber des Gerüchts, dorthin gelockt, doch bislang haben sie nur Füchse und eine Palaskatze geschossen. Der ehemalige Funkobermaat der Kaiserlichen Marine, Sebastian Stichnote, ist der Jagdgesellschaft tagelang

gefolgt, nun reitet er auf dem schmalen, kaum erkennbaren Pfad eines Seitentals, hinter dessen Flanke Habibullah die Zelte aufschlagen ließ. Der Emir, ein ängstlicher Mann, liebt die Bequemlichkeit und leidet unter den Umständen der Unternehmung, die er nur auf sich nimmt, weil die erfolgreiche Jagd auf das gefährlichste Raubtier Afghanistans ein Symbol für den Fortbestand seiner Herrschaft wäre.

Es ist früher Vormittag. Der Morgenmond steht wie ein Schneeball im gläsernen Blau. Stichnotes Atem verfährt sich in seinem Bart, gefriert zu knisternden Kristallen, die sich der Reiter gelegentlich mit dem Handrücken fortwischt.

Nun, da der Pfad steinig und unwegsam wird, steigt er ab, führt seinen Rappen am Zügel und bindet das brave Tier an den Stamm eines wilden Kirschbaums. An der Flanke seines Pferdes hängt ein Käfig, mit einem starken Tuch bedeckt, um den Vogel darin zu schützen. Es ist ein junger weißer Falke, durch das Häubchen vor Aufregung bewahrt, den er jetzt, beruhigend auf ihn einsprechend und den seidigen Hals streichend, aus dem Käfig nimmt. Parr – so nannte ihn der Mann, der ihm den Falken schenkte – krallt sich in die lederne Manschette. Noch nie hat Stichnote Parrs Krallen gespürt, ohne von ihrer Kraft bewegt zu werden, zugleich gerührt vom Zutrauen des Tiers.

Deutlich sieht er aus dem Tal Rauch aufsteigen, eine feine, sich kräuselnde Säule: Das Feuer wurde gelöscht, die königliche Jagdgesellschaft wird bald aufbrechen. Stichnote hat keine Zeit mehr zu verlieren. Mit dem Falken auf dem Arm, der Luger Parabellum und dem türkischen Militärdolch am Gürtel macht er sich daran, den Bergrücken entlangzulaufen, durch das lichter werdende, knackende Unterholz aus Erlen und Eichen.

Nach einer Weile hat er die Stelle erreicht, wo sich das Gelände in zwei Seitentäler teilt, und deutlich kann er jetzt den Tross des Emirs erkennen. Noch hat niemand aufgesattelt, Stichnote sieht die kleine, dicke Gestalt des Emirs auf einem Feldbett ruhen, während um ihn herum gepackt wird. Sein jüngerer Bruder Nasrullah

steht etwas abseits und gibt den Dienern Befehle. Trotz der Entfernung glaubt Stichnote dessen Anspannung erahnen zu können. Es wird alles darauf ankommen, dass Nasrullah nicht die Nerven verliert und sich an das hält, was sie vereinbart haben.

Stichnote sieht eine Möglichkeit, wie er die Gruppe umgehen kann, um sich dem Emir über die östliche Flanke des Tals zu nähern. Bevor er hinabsteigt, streichelt er dem Falken den Hals und spricht mit ihm, doch sind seine Worte diesmal scharf und zischend. Er weckt den Jäger in dem Vogel, befeuert ihn und spürt, wie das Tier mit seinen Krallen umzugreifen beginnt: hungrig und wach. Er nimmt dem Falken das Häubchen ab, blickt in die bernsteingelben Augen, dann wirft Stichnote den Vogel schwungvoll auf. Parr umkreist ihn einmal, zieht einen weiteren Bogen, schraubt sich in den Morgenhimmel über dem Tal und schickt seinem Herrn den Ruf.

Nasrullah blickt nach oben. Er hat den Falken bemerkt, das Zeichen, dass die Stunde gekommen ist. Er geht entschlossen zu seinem Pferd, die Begleiter mit seiner ein wenig heiseren Stimme zum Aufbruch drängend.

Der Falke überfliegt das Tal, kreist auch einmal direkt über der Jagdgesellschaft, doch entscheidet er sich dann, nach Westen zu fliegen, mit jenen peitschengleichen Schmetterschlägen, die ihn, den kleinsten unter den Greifvögeln, im Flug seiner Lieblingsbeute, der Taube, so ähnlich sehen lassen.

Stichnote beginnt in das Tal abzustei-gen. Er erschrickt darüber, wie sehr ihn das schnelle Abwärtsgehen anstrengt, wie oft er stolpert und wie lang der Weg ist. Nach etwa einer Stunde ist er gleichauf mit den Reitern, sein Rückgrat glüht, sein Herz hämmert, aber in ihm ist auch eine eisige Kühle, die ihn weiter unbemerkt in der Deckung des Waldrands voraus-eilen lässt, gebückt von Baum zu Baum, fast lautlos im winterlich schweigenden Tal. Er hört jetzt die leise Stimme des Emirs, der mit seinem Bruder und einem Jagd-gehilfen zurückgeblieben ist. Die anderen Diener sind vorausge-eilt, um nach Spuren zu suchen. Die königlichen Jäger reiten im

Schritt, die Gewehre noch nicht im Anschlag, der Emir an der Spitze, einen jammernden Monolog über den Leoparden haltend, der einfach nicht auftauchen will. Die beiden anderen Männer ein gutes Stück hinter ihm.

Dann teilt sich das Tal, führt weiter nach links, endet mit seiner rechten Abzweigung an einem Felsabbruch, aus dem eine krüppelige Kiefer hervorwächst. Es liegen schon mehr als dreißig Schritt zwischen dem Emir und seinen Begleitern, die sichtlich bestrebt sind, den Abstand zu vergrößern. Stichnete sieht das Gelände vor sich, auf dem er schnell vorankommen können, bleibt stehen, legt die Hände als Trichter an den Mund und formt die Laute, die er am besten nachzuahmen versteht: den Ruf der Taube.

Nasrullah zügelt sein Pferd, hört noch einmal auf das Gurren, wirft einen Blick zu seinem Untergebenen, der ihm zunickt, dann wenden sie lautlos die Pferde und reiten in schnellem Trab zurück zu ihrem vormaligen Lagerplatz. Der kleine runde Emir weiter vorne, viel zu bequem, um sich auf seinem Pferd umzudrehen, bemerkt zunächst nichts.

Doch dann hält er sein Pferd an, ruft nach Nasrullah, und da er keine Antwort erhält, stützt er sich auf den englischen Reitsattel, dreht sich um und sieht erstaunt, dass der Bruder verschwunden ist. Er ruft noch einmal, viel lauter jetzt, sein Pferd legt scheuend die Ohren an, und als Stichnete auf Reiter und Pferd zustürzt, bäumt es sich auf. Der Emir verliert das Gleichgewicht und fällt. Stichnete ist verblüfft, wie leicht er ihn vom Pferd reißen kann, das panisch mitsamt dem hinten aufgeschnallten Gewehr davongaloppiert, den Emir, dessen linkes Bein sich im Steigbügel verfangen hat, ein paar Meter mitschleifend. Als Stichnete herantritt, liegt Habibullah wimmernd am Boden. Stichnete zieht den Dolch, setzt die Spitze an seinen Nacken und befiehlt ihm, aufzustehen.

»Stand up!«

Da der Emir aber nur ein Stöhnen von sich gibt, lässt er die Spitze des Dolches so weit eindringen, dass Habibullah zu bluten beginnt. Der krabbelt mit einem Mal wie ein Käfer, um vom Boden hochzu-

kommen. Schon beim Aufstehen beginnt er in seinem gebrochenen Englisch auf Stichnote einzureden und ihm Versprechungen zu machen.

Ohne darauf zu achten, steckt Stichnote den Dolch zurück, zieht seine Luger und dirigiert den anderen grob schubsend in Richtung des Felsabbruchs. Der Morgenmond steht jetzt wie eine heiter bläuende Silberscheibe über ihnen. Als es kaum mehr weitergeht, dreht sich der Emir um. Er hat ein knabenhaftes Lächeln aufgesetzt, das erstarrt, als er Stichnote endlich erkennt. Einer der deutschen Offiziere, die seinem Sohn dieses merkwürdige Spiel beigebracht haben. Stichnote umkrampft die Pistole, da der Emir nicht durch eine Kugel verletzt werden darf.

Jetzt vernehmen beide den Ruf des Falken. Parr hat seinen Herrn entdeckt und kreist über ihnen, doch Stichnote hebt den linken Arm nicht, obwohl der Falke nochmals ruft. Der Emir bemerkt Stichnotes Unsicherheit und versucht, energisch humpelnd, zu fliehen. Stichnote – fast erlöst durch die Notwendigkeit, ihn aufzuhalten – wirft die Pistole ein paar Meter weg und stürzt sich auf den Emir, der um sich schlägt, Stichnote im Gesicht trifft und dabei mit seinem Ring am Auge verletzt, das zu bluten beginnt. Der Widerstand des kleinen dicken Mannes, der sich mit seinem Gewicht auf ihn zu wälzen versucht, überrascht Stichnote und lässt ihn so etwas wie Lachen ausstoßen.

Habibullah liegt obenauf. Das bärtige Gesicht wutverzerrt, beginnt er Stichnote zu würgen, der die Arme des Emirs wegzudrücken versucht, aber bald nachlässt, wie von einem Nebel eingehüllt. Seine Erschöpfung kommt ihm plötzlich wie ein Traum vor, dem er nachgeben will. Wieder muss er lachen, doch kann er nur röcheln, da ihm der Emir, der wie ein Bär kämpft und Wolken übelriechenden Atems ausstößt, die Gurgel zudrückt.

Während Blut aus der Wunde über seinem Auge sickert, steigt zartes Schwarz in Stichnote auf. Der Schmerz in seiner Kehle und das Tosen seiner Lungen werden schlimmer, und die dämmernde Erschöpfung durchfahren Erinnerungen. Das Röcheln sterbender

Kamele, verendender Pferde, verdurstender Männer. Dahinratternde Viehwaggons voller Soldaten. Blitzendes nächtliches Geschützfeuer. Und mit einem Mal die See. Weiße Städte am Mittelmeer. Der Himmel über der See. Ein Schiff.

I.

# DAIMON

*Die Ewigkeit ist ein vergnügtes Kind, das  
brettspielt. Königsherrschaft eines Knaben.*

Heraklit

1

Der Kommandant der SMS BRESLAU, eines Kleinen Kreuzers der Magdeburg-Klasse und zufällig des schnellsten Schiffes auf dem Mittelmeer, stand im Schatten der Brücke und blickte auf den Hafen von Durazzo. Er fuhr sich nachdenklich über die Wange, auf der sich ein kleiner Schnitt befand, ein frühmorgendliches Versehen mit dem Messer, dessen vom Alaunstift zurückgebliebene Spuren er jetzt sorgsam mit dem Fingernagel abkratzte. Sein Signaloffizier stand neben ihm.

Fregattenkapitän Kettner betrachtete den schmalen Steg, der etwa achthundert Meter vor ihnen aus dem Hafenwasser ragte und auf dem einige albanische Jungen in kurzen Hosen dabei waren, mit Schnüren zu angeln.

»Jede Nacht derselbe Dreck. Die Männer drehen mir noch durch.«

»Ich weiß«, erwiderte der Signaloffizier. »Die schlafen schon im Stehen.«

Beide starrten auf die an Deck gespannten Hängematten. Sobald es an Land Alarm gab und die Aufständischen Durazzo angriffen, wurden die dort in voller Montur schlafenden Matrosen geweckt und mit den bereitgehaltenen Booten augenblicklich an Land gesetzt, um den Palast des frisch gekrönten Königs von Alba-

nien zu verteidigen, des deutschen Fürsten Wilhelm zu Wied. Bislang war zwar noch kein Rebell bis zum Königspalast vorgedrungen, der ganz nah am Hafen stand, und die Matrosen waren noch jedes Mal, ohne einen einzigen Schuss abgegeben zu haben, wieder an Bord gelangt, doch schlauchte der Dienst die Leute, die tagsüber auf dem heißen Schiff kaum Schlaf fanden. Der Kommandant wartete förmlich darauf, dass irgendein Unfall passierte, einer ins Wasser fiel und erstoff. Deshalb hatte er seinen Lieblingsleutnant einbestellt.

»Mit dem Hinundhergondeln ist jetzt Schluss. Wir setzen das Detachement ab sofort an Land. Zehn Mann. Sie, Dönitz, werden das Kommando leiten. Quartier nehmen wir in unserem Konsulat, das sich unweit vom Palast befindet. Wenn die Schießerei dann wieder losgeht, gehen Sie mit fünf Mann vor. Zwei Küchengasten, wir versorgen Sie einmal täglich über die Bordküche. Ein Mann Signaldienst. Im Konsulat schlagen wir Biwak für die Mannschaft auf. Stellen Sie mir eine Personalliste zusammen. Gehen Sie mit Kaleunt Loewenfeld die Ausrüstung durch. Ich will, dass wir am späten Nachmittag an Land stehen.«

»Zu Befehl«, sagte der Leutnant und rührte sich schon, um sich auf der Stelle an die Arbeit zu machen. Man hätte den Kerl überall hinschicken können. Ein Prachtbursche. Eigentlich.

»Und, äh, Dönitz, eines noch«, der Kommandant blickte den besten seiner jungen Offiziere scharf an, »mir ist nicht verborgen geblieben, was Sie und Wodrig treiben. Sie wissen, wie ich dazu stehe. Bridge ist in Ordnung, das spiele ich selber gerne. Aber Bridge ist nach dem Kontrakt vorbei, man kann noch einmal darüber nachsinnen, welche Fehler man beim Reizen gemacht hat oder ob der Splinter falsch war, aber das soll's dann auch gewesen sein. Es ist ein Zeitvertreib. Ein Spiel kann niemals die Wirklichkeit ersetzen. Außerdem kennen Sie die Anweisung 14/11! Nutzen Sie die Zeit an Land und kühlen Sie ein wenig ab. Und kommen Sie gesund wieder. Loewenfeld hat Instruktion. Viel Glück.«

Damit ließ er seinen dreiundzwanzig Jahre alten Offizier stehen

und nickte ihm noch einmal knapp zu, während er sich gutgelaunt daran machte, das Schiff über eine Strickleiter zu verlassen wie ein einfacher Matrose. Eine vierriemige Ruderpinasse brachte ihn an Bord des britischen Schlachtschiffs KING EDWARD VII, das ein paar hundert Meter weiter vor Anker lag und wo den Kapitän ein zweites Frühstück nebst einer anberaumten Partie seines Lieblingsspiels erwartete.

Um vierzehnhundertfünfzehn, also Viertel nach zwei Uhr nachmittags, erreichte den Funkobermaat Sebastian Stichnote der Befehl, ausgestellt vom Ersten Offizier von Loewenfeld, dass er binnen zwei Stunden für ein Landkommando in Durazzo-Stadt zu packen habe – wofür nicht mehr als eine Viertelstunde nötig war. Zuvor jedoch sollte er einen Plan für eine Nachrichtenverbindung zwischen Landkommando und Schiff entwickeln, eine Liste des dazu erforderlichen Materials erstellen und diese Leutnant zur See Dönitz übermitteln, der das Detachement führe. Denn obgleich das Landkommando nur knapp drei Kilometer Luftlinie vom Schiff entfernt war, würde es eigenständig operieren – wenn man von den Lieferungen aus der Bordküche absah. Stichnote, der gerade dabei war, eine defekte Spule auszutauschen und neu zu verlöten, ärgerte sich kurz, dass er seine Bastelarbeit nicht würde fertigstellen können, dann aber überkam ihn die Vorfreude, denn schließlich hatte er ein ganz bestimmtes Wort gehört: Land.

Er telefonierte mit Leutnant Dönitz, der im Kartenraum saß, über die nachrichtentechnische Ausstattung des deutschen Konsulats. Zu seiner Enttäuschung erfuhr er, dass es kein Telefon, geschweige denn einen Telegrafen und schon gar keinen Funkentelegrafen gab, ja noch nicht einmal Elektrizität.

Eibo Matthes, sein bester Freund, ein Bremer, mit dem er die Torpedoschule in Flensburg durchlaufen hatte und neben Stichnote als einziger an Bord ausgebildeter Funker, hatte das Telefongespräch mitverfolgt. Eibo meinte nur, es wundere ihn überhaupt nicht, der komische Königspalast vorne am Kai strahle die ganze

Nacht wie ein Lampengeschäft auf der Friedrichstraße, da konnte für den Rest der Stadt kein Strom mehr übrig sein. Es sei das dunkelste Nest, das er je – Gott sei Dank nur von Bord aus – gesehen habe, und dass es seinen Freund nun dorthin verschlage, erfülle ihn nicht gerade mit Neid. Am liebsten würde er, Eibo, ihm dieses Los ersparen und an seiner Statt dem wilden Leutnant Dönitz in die Malariahochburg Durazzo folgen.

»Kabel noch ma durch, Stich«, sagte Eibo verschwörerisch, »und meld dich krank. Sag, es liegt an dem faulen Ei von heute Morgen.«

»Das könnte dir so passen«, erwiderte Stichnote grinsend, der wie alle anderen unter der zurückliegenden Eierdiät gelitten hatte, eine Folge der Einkaufspolitik des Casino-Offiziers, der bei einem montenegrinischen Händler versehentlich vierzigtausend Eier erworben hatte, knapp tausend Stück pro Mann. Das Wort »Ei« allein genügte, um nahezu jeden an Bord zum Lachen oder zum Kotzen zu bringen.

Sie diskutierten die Möglichkeit, in der kaiserlichen Vertretung ein Stromaggregat aufzustellen und damit eine transportable Funkenanlage zu betreiben, die sie beide im Wesentlichen aus Ersatzteilen konstruieren zu können glaubten. Doch sie hätten noch einen Schwung Röhren kaufen müssen und andere Kleinigkeiten, die vermutlich allesamt weder in Durazzo noch irgendwo sonst in Albanien zu haben waren, weshalb Eibo die Phantasie entwickelte, den Ersten Offizier zu fragen, ob er nicht mit dem kleinen Steamer nach Korfu überfahren dürfte, um dort alles Nötige zu besorgen. Übermorgen, spätestens am Samstag könnte die Anlage laufen.

»Wie hieß sie nochmal?«, fragte Stichnote, der diesem Plan keine Chance gab.

»Wer denn?«

»Des Kaisers Küchenmagd mit den blonden Schneckerlocken, wegen der du nach Korfu willst?«

»Die hat mich bestimmt schon vergessen.«

»Luise, oder?«

»Nu ist gut«, sagte Eibo, der grundsätzlich bei jedem Landgang, und dauerte er auch nur eine Stunde, ein Mädchen kennenlernte und sich verliebte.

»Mein alter Stich, ich könnte dir was von ihr erzählen, was dich erledigen würde, glaub's mir«, sagte Eibo genüsslich, der das Gespräch danach äußerst sachlich und, als hätte er nie etwas anderes gesagt, auf die einfache Lösung brachte, dass ein Funkdienst zwischen Landkommando und Mutterschiff nicht möglich war, weshalb der kaiserliche Obermaat Stichnote dreimal am Tag zum Schiff und wieder zurück zu schwimmen haben würde, um den Nachrichtenaustausch zu gewährleisten.

»Ich weiß, wie wir's machen«, sagte dieser, der wie viele Seeleute nie richtig schwimmen gelernt hatte, anders als Eibo, der schon als Kind die Weser durchkrault haben wollte. »Wir beschränken den direkten Nachrichtenaustausch auf Lichtmorsen in der Nacht. Tagsüber müsstet ihr mit den Winkerflaggen signalisieren. Oder ihr schickt ein Postboot.«

Das war die Lösung. Um sie zu realisieren, brauchte Stichnote ein Arsenal von Daimon-Taschenlampen und ausreichend Batterien. Drei Batterien pro Tag, zwei zum Ersatz, das Ganze für zehn Tage, danach müsste neues Material vom Schiff kommen. Eine einfachere Ausrüstung war kaum vorstellbar, und so kam es, dass Leutnant Dönitz eine gute Stunde später beim Magazin neben zwanzig Gewehren und fünftausend Schuss Munition, Handgranaten, Feldstechern und Signalpistolen auch drei Dutzend Bleiakkumulatoren und sechs nagelneue Daimons bestellte. Bei klarer Nacht konnte man damit auch umfangreiche Nachrichten austauschen.

Stichnote nahm sein Geld aus dem Versteck und verbrachte die ihm verbleibende Zeit damit, durch das Schiff zu laufen, um bei seinen auf den verschiedensten Posten verstreuten Freunden nachzufragen, was er wem mitbringen sollte. Als er in der Heizerei anlangte, hatte er die übliche Liste von Tabak, Zigaretten, Schokolade und natürlich Alkohol beisammen. Ludwig Klaril brauchte

außerdem eine Dose Schmalz, Werner Huck Haargelatine und Kurt Mönchinger, der wie Sebastian aus dem Königreich Bayern stammte, aus der Nähe von Altötting, und der ein schüchterner Erotomane war, wünschte sich eine fotografische Wichtsvorlage im orientalischen Stil. Fast alle hatten ihn neben ihren jeweiligen Spezialwünschen auch instruiert, unbedingt nach neuen Büchern und Zeitschriften Ausschau zu halten, und den Landgänger mit ausreichend Geld versorgt.

In der Heizerei der BRESLAU wollte er jetzt seinen an Jahren ältesten Freund an Bord treffen, den Marineingenieurwärter Thomas Kasten. Der war für den Kesselbetrieb verantwortlich, an einem Ort, der einer Hölle gleichen konnte, an dem nunmehr aber, seit sie vier Tage zuvor in Durazzo vor Anker gegangen waren, nur der Minimalbetrieb lief, um das Schiff elektrifiziert zu halten und binnen weniger Stunden ablegen zu können, falls nötig. Es waren drei Heizermatrosen da, die Skat spielten, ihr Chef saß in seinem winzigen Verschlag und rauchte einen seiner wohlriechenden Zigarillos. Stichnote kannte niemanden mit einem ähnlich brillanten technischen Verständnis wie Kasten und einer ähnlichen Totalzerstörungsfähigkeit auf Alkoholbasis.

»Hab's schon gehört, Stich«, röchelte der Ingenieurwärter zur Begrüßung. »Aber das eine sag ich dir: Lass dir keinen Teppich aufschwätzen.«

»Soll ich dir was mitbringen?«

»Das ist sehr lieb von dir, dass du mich fragst. Aber was ich mir wirklich wünsche, gibt es dort nicht: badischen Rotwein. Aber halt ... stimmt nicht, hier gibt's auch Wein: Amselfelder. Davon kannst du mir ein Fläschchen bringen, oder zwei.« Er griff in die Schublade und holte drei Mark heraus. Geld für einige Kisten.

»Ich schau, was ich tun kann. Wenn dir noch was einfällt, kannst du Eibo Bescheid geben, wir werden jede Nacht morsen.«

»Ohne eure Privatkonsultationen könnt ihr Funkenpuster nicht, hä?«

Kasten dampfte eine ansehnliche Duftwolke in das Kämmer-

chen, gab die Asche in einen zierlichen Aschenbecher mit einer Abbildung des Kurhauses Baden-Baden und zog die Schublade seines Schreibtisches auf, worin sich eine Flasche Gin und zwei blecherne Mugs befanden, die er randvoll goss.

»Lass uns einen heben.«

Kastens Gin versetzte Stichnete in eine leichte Benommenheit, die er aber angesichts seines bevorstehenden ersten Landkommandos und der Abenteuerstimmung, die sich in ihm breitgemacht hatte, als wohltuend empfand.

»Wann setzt ihr über?«

»Um vier Uhr muss ich oben sein, um fünf geht's los.«

»Leutnant Dönitz ist bestimmt der Beste für das Kommando. Der wildeste Hund von allen. Was der sich schon alles erlaubt hat. Letztes Jahr bei der Blockade saß er sogar wegen irgendeiner Geschichte ein paar Tage bei den Montenegrinern im Loch, bis sie ihn rausgeholt haben. Der Kommandant liebt ihn. Wirst bestimmt eine gute Zeit unter ihm haben. Pass nur auf dich auf.«

Stichnete erläuterte dem Ingenieurwärter seine – überschaubaren – Aufgaben und wie er plante, sie zu erledigen. Kasten stimmte zu, meinte grummelnd, dass jetzt im prächtigsten Mittsommer wohl kaum mit Nebel zu rechnen sei, dass die allgemeine schwüle Feuchtigkeit in dieser Gegend aber den Bleiakкумуляtoren schaden könne und Sebastian nur ja darauf achten solle, täglich die vorgeschriebene Anzahl Chinintabletten zu nehmen. Er, Kasten, habe einen Seglerfreund, der sich die Malaria am Victoriasee geholt habe und seitdem regelmäßig – wenngleich schon längst wieder zurück in Lübeck – unter derben Schüben der tropischen Krankheit leide.

Bevor Stichnete ihn verlassen musste, schenkte Kasten sich selbst noch einen kleinen Schluck nach, verräumte die Flasche wieder in der Schublade und kramte dabei ein kleines Päckchen hervor, das er Stichnete in die Hand drückte und ihn dabei mit seinen blutunterlaufenen Trinkeraugen anblickte.

»Hier, bessere gibt's nicht. Aus Berlin.«

Stichnote betrachtete das Päckchen Kondome, die den Namen »Fromms« trugen. Er grinste verlegen, sagte »Danke, Tom«, dann schlugen sie ein. Kastens Hand war ungeheuer groß und so rau und rund, dass Stichnote sie kaum richtig zu fassen bekam. Als er die Heizerei verließ, war Kasten schon dabei, die Skatrunde auseinanderzuscheuchen, um die Dichtungsbolzen eines gerade stillgelegten Kessels zu überprüfen.

Stichnote eilte durch die Gänge, durchquerte ein Mannschafts-quartier, in dem ein paar Matrosen von der letzten Nachtwache in ihren Duftnudeln schnarchten, und kam wieder ins Zwischen-deck, wo der Funkraum der BRESLAU lag. Eibo war gerade dabei, einen verschlüsselten Funkspruch an das Admiralsschiff GOEBEN abzusetzen, das viel weiter nördlich in Pola stand. Während er mit der rechten Hand weitermorste, schlang er seinen linken Arm um Sebastians Hals, um ihn so fest zu quetschen wie nur möglich. Sie schlugen mit ihren Händen über Kreuz ein, Daumen an Daumen, dann sah Stichnote zu, dass er seinen Seesack aus dem Quartier holte und an Deck kam.

Eine Stunde später legten die zwei Ruderpinassen an dem einzigen Steg des Hafens von Durazzo an, die Soldaten sprangen heraus, schulterten ihre in massigen Rucksäcken verstaute Ausrüstung, die ihnen Matrosen aus dem zweiten Ruderboot zuwarfen, und marschierten an dem später in der Nacht zu schützenden Königspalast vorbei durch die Gassen der Altstadt. Stichnote, der ganz hinten ging, warf einen letzten, heiteren Blick auf das zu Spielzeuggröße geschrumpfte Schiff. Die hoch im Südwesten stehende Sonne blendete ihn. Er zwinkerte der BRESLAU noch einmal zu, doch dann packten ihn die Straßen, auf denen das bunteste Volk unterwegs war, Albaner, Griechen, Zigeuner und Kinder, aus denen sich sofort ein Begleittrupp bildete, der ihnen nicht mehr von der Seite wich. An einem belebten Platz, auf dem heruntergekommene venezianische Palazzi und Bürgerhäuser standen, stießen sie auf drei Angehörige der leuchtend grün uniformierten Polizeitruppe des Stadtkommandanten, die von niederländischen Offizieren geleitet

wurde und deren Patrouille nun mit Leutnant Dönitz in ein Gespräch über das Ziel seiner Mannschaft trat.

2

Adolph Zickler, Sonderkorrespondent der *Neuen Zürcher Zeitung*, stand auf dem Balkon seines Zimmers im nicht gerade vornehmen Hotel Atlantic – dem vierten, in dem er es versucht hatte, nachdem alle anderen ausgebucht gewesen waren – und verfolgte die Ankunft deutscher Marineeinheiten in der jungen albanischen Hauptstadt mit höchstem Interesse. Es war das erste Mal, dass er deutsche Truppen auf dem Balkan in Aktion sah. Er wusste, dass sie letztes Jahr an der Montenegro-Blockade teilgenommen hatten; dass sie jetzt aber auch in Albanien operierten, überraschte ihn. Denn aus Sicht des deutschen Kaisers war etwa Nordepirus der Schauplatz einer unbedeutenden Familienfehde zwischen seiner Schwester Sophia, Königin von Griechenland, und einem entfernten Cousin, der auch Wilhelm hieß, aber eben nicht Hohenzollern, sondern Wied, welcher auf einer Konferenz der europäischen Mächte zum König von Albanien bestimmt worden war, auf Wunsch Rumäniens, dessen Königin Elisabeth die Tante seiner Frau war.

Die deutsche Politik kümmerte sich eigentlich nicht weiter um Albanien. Die Österreicher hatten auf dem Balkan das Sagen und sollten überall dort, wo das Osmanische Reich zurückwich, an Einfluss gewinnen und Schutz gewähren, was Italien, das Österreich den Besitz Triests nicht verzeihen konnte, dazu trieb, wo immer es ging dazwischenzufunken. Es war kein Geheimnis, dass die Italiener hinter Essad Pascha standen, jenem ehemaligen osmanischen Militär aus alter Tiraner Landbesitzerfamilie, der nur darauf wartete, Durazzo einzunehmen und die verhasste Spielfigur der Großmächte, jenen aus rheinischem Weichholz geschnitzten König, der kein Wort Albanisch sprach, vom Spielfeld zu kegeln,

um selbst König der Skipetaren zu werden. Nun würden seine Truppen es offensichtlich auch mit Deutschen zu tun bekommen. Hübsche Kerle.

Nach der langen Zeit im Zelt und auf Ochsenwagen genoss Zickler den Blick aus dem vierten Stock, es tat ihm gut, endlich wieder in einer Stadt zu sein, auch wenn es sich nicht eben um eine Metropole, sondern eher um einen Taubenschlag handelte.

Aufmerksam verfolgte er, wie sich der junge deutsche Offizier von den Gendarmen verabschiedete, nachdem er sich längere Zeit mit ihnen unterhalten und offenkundig einen Witz gemacht hatte, denn alle vier lachten und salutierten schließlich, und er dabei derart schneidig federte, als wären nicht die Gendarmen die Herren auf diesem Platz, sondern er. Dann brachte er seinen Trupp mit einer Kopfbewegung zum Weitermarsch, und Zickler sah, wie sich die Menschenmenge unwillkürlich, doch zwingend teilte, um die schwerst bepackten und bewaffneten deutschen Soldaten durchzulassen. Sie verschwanden gegenüber seinem Hotel in einer Gasse. Zickler ging in sein Zimmer und studierte den grobmaschigen Stadtplan, den ihm der italienische Concierge aufgezeichnet hatte, da es keine frei erhältlichen Pläne von Durazzo gab. Zickler hatte ihn gebeten, das deutsche Konsulat einzuzeichnen, wo ein alter Freund seiner Eltern als Legationssekretär arbeitete, und wenn er sich nicht irrte, dann marschierten die deutschen Soldaten gerade genau dorthin.

Schon fühlte er sich heimisch. Der alt gewordene, noch immer ein wenig schwüle Tag tat sein dunkles Blau dazu und versetzte den Reporter in gehobene Stimmung. Denn es lag eine Nacht voll Arbeit vor ihm. Unendlich schien die zur Verfügung stehende Zeit – es war kurz vor sechs. Und lächerlich die Zeichenzahl von achttausend angesichts der Fülle an Informationen und Eindrücken, über die er schreiben konnte.

Der Kommandant Stephanopoulos und der Waffenschieber Kolchos, die heruntergekommenen nordepirotischen Freischärler, die alle fünf Minuten zum heiligen Nikolaus beteten, bevor sie

armselige Dörfer und uralte Bektashi-Klöster attackierten, ihre Streitereien ums Essen und der ganze Dreck der vergangenen drei Monate, all das waren nun mit einem Mal durch Notizbuchskizzen fixierte Rohlinge, Bauteile, Materialien, zahlreich wie die Flöhe, die ihn schon in mehreren Generationen bewohnten.

Er begann, das Porträt eines treu zu den aufständischen Nord-epiroten haltenden Gebirgsfloh zu zeichnen, den es aufgrund der Weltlage in das fremde Durazzo verschlagen hatte. Als ein Blatt des teuren Papiers, das er sich vom Concierge aufs Zimmer hatte buchen lassen, mit seiner Handschrift bedeckt war, die solch weitläufiges Gelände nach drei Monaten Notizbuchschreiben kaum mehr gewohnt war und irgendwie geduckt und eng dastand, war das Blut-sauger-Porträt so weit ausgeschrieben und hätte ungefähr ein Viertel des von der Redaktion der *NZZ* erwarteten Artikels ausgemacht.

Ernüchtert legte er seine Füllfeder nieder, griff sich durchs Haar und rubbelte seine Kopfhaut, die sich gebirgig anfühlte, stand angewidert auf und trat erneut nach draußen auf den Balkon. Nach dem Ende des mohammedanischen Gebets hatte sich der Platz merklich geleert, dafür waren jetzt die Cafés, Hotelrestaurants und Lokale ringsherum bevölkert. Es war deutlich frischer, und man spürte sofort, dass die Moskitos langsam Oberwasser bekamen. Voller Abscheu dachte er an die Flohbeschreibung, mit der er kostbare Arbeitszeit verschwendet hatte. Nun sank schon die Sonne, es musste gegen neun Uhr sein. Und morgen früh brauchte er die unglaubliche Anzahl von achttausend Zeichen.

Überall kratzte und juckte es ihn, das Paar Hosen hing wie ein übler Fetzen an ihm herunter, und sein Hemd, seit Wochen sein einziges, hatte eine entschieden isabellfarbene Patina angenommen. Eigentlich wunderte er sich darüber, dass der Concierge ihn überhaupt ins Hotel gelassen hatte, aber gut, er hatte sich als offizieller Vertreter der *Neuen Zürcher* vorgestellt und alles Schweizerische genoss auf der ganzen Welt höchstes Vertrauen, weshalb es ja auch so viele Betrüger und Hochstapler gab, die die Schweizer Karte spielten.

Er las das *Porträt eines patriotischen Flohs* noch einmal durch. Der Abscheu, den er zwanzig Minuten vorher empfunden hatte, war verflogen, nun ja, gar nicht so übel, er müsste es eben einkürzen – aber das Motiv war gut, darauf konnte man aufbauen. Später. Jetzt zog er gutgelaunt seine Stiefel an, rollte das Hotelhandtuch zusammen, ging über die knarrende Treppe nach unten und bestellte sich im vollbesetzten Restaurant, in dem er englische, niederländische, italienische und albanische Unterhaltungen hörte, einen Mokka, den er nicht aufs Zimmer schreiben ließ, sondern bar mit einer goldenen Lira bezahlte und ein schönes Häufchen Scheidemünzen zurückerhielt. Er erkundigte sich beim Kellner nach dem nächstgelegenen Barbier und schlenderte dann, das Handtuch unter dem Arm, über den Platz. Eine Straße weiter fand er den Laden des Floktars, der weit über siebzig sein musste, gesund aussah, aber keinen einzigen Zahn mehr im Mund hatte und dem er klarzumachen verstand, dass er die Abnahme des Barts und des gesamten Haupthaars mit dem Messer wünschte.

Mit spiegelnder Glatze, die sich so interessant-fremd anfühlte, dass er sie unwillkürlich die ganze Zeit betastete, betrat er danach einen Krämerladen und erklärte dem Händler durch entschlossenes Ausziehen seines Hemdes und ein Fingerballett, dass er Kleidung zu erwerben wünsche. So kaufte der Zürcher zwei bestickte Leinenhemden, zwei Pluderhosen und eine ziegenfellbesetzte Weste aus Samt. Eine fezartige Mütze, von der Zickler zunächst nichts wissen wollte, gab ihm der Mann gratis dazu – und wickelte alles zu einem handlichen Paket, mit dem er eine Viertelstunde später unten am Hafen auftauchte.

Der Anblick der weit draußen vor Anker liegenden Kriegsschiffe, hinter denen gerade die Sonne unterging, was die Kolosse umso mächtiger erscheinen ließ, traf ihn fast wie ein Schlag. Was für Riesenklötze! Auf dem wesentlich größeren stand der Union Jack, das kleinere, mit vier schmalen Schornsteinen ausgestattete Schiff, das einen hochmodernen Eindruck machte, gehörte zur Flotte des deutschen Kaisers und war offensichtlich das Mutter-

schiff des kleinen Trupps hübscher Matrosen, die er am Nachmittag gesehen hatte. Auf den Schiffen brannten sämtliche Lichter, man konnte die Brücken ausmachen, auf denen winzig kleine Offiziere ihren Dienst taten. Zickler schätzte die Bewaffnung der Schiffe ab, das britische zeigte zehn, das deutsche Schiff sechs Geschütze auf jeder Längsseite, Zwillingsgeschütztürme an Heck und Bug. Das waren andere Kaliber als die armselige Krupp-Haubitze des Ex-Bankiers Stephanopoulos.

Rechts von ihm stand der Konak des Königs von Albanien, an dessen Zaun sich etliche einheimische Spaziergänger aufhielten und den frisch renovierten Palast betrachteten, dessen Fenster gleichsam in Festbeleuchtung getaucht waren. Eine seltsame Stumpfheit ging von den Menschen vor dem Zaun des Palastes aus. Auf der anderen Seite des Hafens war es menschenleer. Zickler ging bis an sein Ende, fand eine Stelle, an der er ins Wasser steigen konnte, wartete noch eine Weile, dann zog er sich rasch aus, holte sein Geld aus der Hose und versteckte es in einem der Stiefel, stopfte seine alten Kleider unter einen Felsen, stieg in die Adria und stöhnte auf, als er seinen frischrasierten Schädel untertauchte und das Salzwasser wie Höllenfeuer auf seiner Kopfhaut brannte. Prustend schwamm er hinaus, stellte sich vor, wie das Salzwasser die Flöhe angriff und wie diese in Scharen das sinkende Schiff verließen. So badete er, immer wieder für längere Zeit untertauchend, bis er es nicht mehr aushielt. Er stieg an Land, rieb sich, von Lebenslust gepackt, ab, zog sich rasch die neuen Sachen an und platzte aus Übermut das rote Hütchen auf seinem feuerrot leuchtenden Schädel.

Zurück an der Rezeption und nun wie ein braver Albaner gekleidet, verlangte er nach mehr Papier, schrieb eine Nachricht an Amadeus Toth im deutschen Konsulat und übergab sie dem Concierge mit der Bitte um sofortige Zustellung. Dann orderte er eine Goldbrasse in Tomatensoße, Brot und zwei Flaschen venezianischen Weißwein auf sein Zimmer, wo er sich sogleich an die Arbeit machte, nicht ohne zuvor eine der Chinintabletten zu schlucken,

die er sich für eine horrende Summe besorgt hatte. Ohne die Arbeit zu unterbrechen, stopfte er den Fisch in sich hinein und leerte die erste der beiden Flaschen mit größtem Durst. Doch während er gerade an einer möglichst knappen Darstellung der politischen und ökonomischen Verflechtungen zwischen Griechenland und dem Insurgenten-Staat Nordepiros feilte, schlüpfte Kommandant Stephanopoulos aus seinen Aufzeichnungen in Zicklers plötzlich aufgegangenen Traumbalkan hinüber und versuchte, ihn beschwörerisch in einen Nachen zu locken, der auf dunklem, unheimlich wirkendem Gewässer schwamm. Als Zicklers Widerstandskräfte im Traum zu brechen begannen und er beinahe den Fuß auf das acherontische Gefährt gesetzt hätte, weckte ihn der Knall einer Signalpistole, dem eine Detonation und schließlich Maschinengewehrgarben folgten, die nicht einmal weit entfernt zu sein schienen.

Er fuhr schweißüberströmt hoch, hatte Tinte auf seiner linken Backe: die gespiegelten letzten Zeilen, die er geschrieben hatte, bevor er eingeschlafen war. Er trat leicht schwankend auf den Balkon hinaus. Zwischen das Maschinengewehrfeuer krachten nun auch Gewehrschüsse, dann gab es wieder eine Detonation, weiter östlich. Essad Paschas Truppen beschossen die Stadt, und die Stadtgendarmarie hielt dagegen.

Auf dem dunklen Platz war niemand mehr zu sehen, die Cafés waren jedoch weiterhin gefüllt. Zickler blieb auf dem Balkon stehen, tätschelte sich die Glatze und lauschte den nicht abreißenden, aber auch nicht näherkommenden Schusswechseln. Nach einer Weile erschien ein Trupp auf der anderen Seite des Platzes, in dem Zickler sofort die Deutschen wiedererkannte, die sich im Laufschritt und voll bewaffnet in Richtung Hafen bewegten. Offensichtlich sollten sie den Königspalast mit dem Fürsten und seiner Familie darin beschützen.

Die Schießerei dauerte bis in die Morgenstunden, erst als es hell zu werden begann, brach sie unvermittelt ab. Gegen sechs Uhr ging Zickler, der die ganze Nacht geschrieben hatte, nach unten, um ein paar Tassen Kaffee zu trinken, eine Chinintablette zu frühstücken

und sich die ersten Zeitungen zu besorgen. Während er von neuerlich aufflackernden Streiks in Italien und der Wiedereröffnung des Kaiser-Wilhelm-Kanals zwischen Nord- und Ostsee las, den jetzt endlich auch Deutschlands neue Großkampfschiffe befahren konnten, wurde er in seiner albanischen Tracht misstrauisch vom Morgenkellner beäugt, der anschließend die Rechnung, wie es Zickler schien, nur widerwillig aufs Zimmer schreiben wollte. Auf der österreichischen Post diktierte er dem Telegrafisten eine knappe halbe Stunde, stellte der Redaktion weitere Artikel aus dem Krisenherd Albanien in Aussicht und bat um die Anweisung frischer Lire für die Weiterreise nach Konstantinopel. Glücklicherweise, da er nun schon fast dreißig Stunden wach war, ging er – während die Rufe zum Morgengebet in den Gassen der Stadt erklangen – zurück ins Hotel, legte sich, ohne mehr auszuziehen als seine Stiefel, aufs Bett und döste sofort weg. Er schlief traumlos und tief.

### 3

So weit verstand Stichnote Italienisch, dass er den Sinn der ersten Worte begriff, die Caruso nach einer etwas faden Orchester-einleitung in die Morgenluft sang: »La vita è inferno all'infelice« – für den Unglücklichen ist das Leben eine Hölle. Er konnte nicht anders, als der Stimme des Tenors fasziniert zu folgen, und genoss die berausende Wirkung, die das Leid der Opernfigur auf seine eigene glänzende Stimmung ausübte.

Die erste Nacht an Land war so verlaufen, wie sie sich das vorgestellt hatten. Sie hatten Quartier genommen, wobei Stichnote zu seiner Überraschung nicht ins Zelt und in die Hängematte zu den anderen musste, sondern eine Kammer im Erdgeschoss des Hauses zugewiesen bekam. In dieser stand ein Bett – mit einem Kopfkissen! Gegen Mitternacht war das Leuchtsignal von der Gendarmerie gegeben worden, und Leutnant Dönitz hatte mit fünf Mann im Laufschrift und mit voller Bewaffnung das Konsulat verlassen, um

die verabredeten Linien in der Nähe des Konaks einzunehmen. Sollte es den Aufständischen gelingen, in die Stadt zu kommen, so würde das Dönitz-Detachement sie daran hindern, den Wohnsitz des Königs zu betreten. Das war der Auftrag. Stichnetes Aufgabe bestand darin, mit den zwei verbliebenen Matrosen den Hausberg der Stadt zu erklimmen, an dessen Südflanke ihr Quartier lag, ein Marsch von etwa zwanzig Minuten, dort oben Position zu beziehen, um zwanzig Minuten nach Mitternacht die erstbeste Daimon zur Hand zu nehmen und das Erkennungssignal abzusetzen, auf das Freund Eibo an Bord der BRESLAU wartete, der ganz oben den Dreißigerscheinwerfer bediente, den er mit einer Klappe verdunkeln und blitzschnell wieder erhellen konnte, um Morsezeichen zu senden.

Eibo benötigte nur wenige Sekunden, bis er das schwache Licht der Taschenlampe entdeckt hatte, dann morste er seine Kennung mit dem Signalscheinwerfer von Bord zurück. Stichnete teilte dem Schiff die Lage an Land mit, dass sechs Mann ausgerückt seien und in Position stünden. Eibo blinkte zurück, setzte zunächst ab, dass es keine weiteren Anweisungen gebe, und mischte dann bei der Wiederholung, wie nicht anders zu erwarten, ihre verabredeten Kürzel dazwischen, kleine dreiteilige Shots, die sie auf der Schule Tritons getauft hatten und die dem Funkoffizier, wenn er überhaupt dabei war, entgehen mussten, weil er der Geschwindigkeit, mit der ein Funker wie Eibo diesen erst seit ein paar Jahren gebräuchlichen Binärcode sendete, nicht folgen konnte. Also streute der seine eigenen kleinen Geheimzeichen ein, Kürzel, die nur Stichnete mitbekam und lesen konnte und deren Trick unter anderem darin bestand, die Vokale wegzulassen.

»Der Smut ist besoffen ins Wasser gefallen«, teilte Stichnete den hinter ihm wartenden Matrosen mit, worüber beide wiehernd zu lachen begannen. Der eine war ein bayerischer Landsmann, ein großgewachsener, mit einem leicht schief sitzenden volllippigen Mund ausgestatteter Allgäuer von unerschütterlichem Kaltblut, und der andere ein sommersprossiger Berliner, der in der Kneipe

seiner Großmutter in Rixdorf aufgewachsen war und die Kunst beherrschte, Tierstimmen zu imitieren, wovon er häufig Gebrauch machte, zur Unterhaltung der anderen, aber auch um sie zu erschrecken, zum Beispiel indem er spätnachts eine Ratte im Schlafquartier erscheinen ließ, die dann auch prompt jeder gesehen haben wollte.

Als sie sich auf den Rückweg ins Konsulat machten, antwortete er mehrfach einem Käuzchen, das sich in einem Gehölz verborgen hielt und hochofrenut zu sein schien, einen Artgenossen gefunden zu haben. Es folgte ihnen bis zur Villa Pellegrino, dem Sitz des Konsulats. Stichnote, der als Junge auf dem Dachboden seines Vaterhauses Brieftauben halten dürfen und dabei ihr Gurren gelernt hatte – seine erste Fremdsprache, wie er manchmal dachte –, freute sich über die Imitationskunst des Rixdorfers, denn er liebte nicht nur Tauben, sondern Vögel ganz allgemein. Als der Obermaat zwischen die Laken des Bettes geschlüpft war, hörte er das sehnsüchtige Tier durch das offene Fenster immer noch nach seinem Kameraden rufen.

Der Rest der Truppe war noch nicht wieder zurück vom Palastverteidigen, die zivilen Hausbewohner schliefen alle. Stichnote würde sich nun der Lektüre hingeben. Es war herrlich, mit einer Daimon der Kaiserlichen Marine ungestört in einem Bett liegen und jenem glücklichen Umstand danken zu können, der ihn zwei Stunden nach Ankunft in der Villa mit dem Sekretär des Konsulats, Herrn Amadeus Toth, hatte bekannt werden lassen, der in einem Zimmer voller Bücher, Zeitschriften und Zeitungsausschnitte residierte und ihm kurzerhand ein Buch auslieh.

Der Obermaat hatte sich höflich nach einer Buchhandlung in der Stadt erkundigt.

Da sehe es leider schlecht aus, sagte der Sekretär, ein spindeldürrer Mann mit Nickelbrille und Glatze, der sich aber sogleich anschickte, Stichnote nach seinen Leseinteressen zu befragen, worauf dieser »Technisch« und »Abenteuerlich« antwortete, und Toth ihm mit einem Griff einen im Jahr zuvor erschienenen Roman in die

Hand drückte, den er selber gerade erst gelesen habe. *Der Tunnel* erzähle die Geschichte eines Bergbauingenieurs, dessen Lebensraum darin bestehe, von New York aus einen Eisenbahntunnel unter dem Atlantik bis nach Europa zu graben. Habe er es durch, so werde Toth ihm jederzeit neuen Lesestoff leihen, er müsse also nicht sparen.

Legationssekretär Toth war es auch gewesen, der ihn über die Verhältnisse am Konsulat aufgeklärt hatte, jenes ein wenig heruntergekommenen Hauses, das einem schon lange in Durazzo ansässigen Italiener gehörte. Der war gleich den anderen Hauseigentümern in der kleinen Hafenstadt freudig davon überrascht worden, wie rasant das Heer europäischer Diplomaten und leichter Damen, von Handelsvertretern, Journalisten, Geheimagenten und Betrügern jedem Leerstand in der Hauptstadt des neuen Albaniens ein Ende gesetzt, die Mietpreise in die Höhe getrieben und den Moskitos zu einer unvorhergesehenen Blutauffrischung verholfen hatte.

Der Italiener, Sandro Pellegrino, hatte sich in das Dachgeschoss zurückgezogen, um seine Villa möbliert zu vermieten. Angeblich war Pellegrino keine zwei Stunden nach Erhalt der Jahresmiete aufgebrochen, um trotz stürmischsten Wetters den Postdampfer nach Bari zu nehmen, und vier Tage später mit dem Grammophon und einer Kiste mit Schellackplatten zurückgekommen, auf denen allesamt ein italienischer Tenor namens Caruso verewigt war.

Seither zehrte Pellegrino vergnügt von der Miete, ließ sich komplizierte Mahlzeiten aus dem besten Hotel Durazzos in sein Dachgeschoss bringen und betätigte die Kurbel seines Grammophons, um jenen Sänger immer wieder von vorne untreue Geliebte verfluchen, über verruchte Gegner triumphieren, bei seinem Leben schwören und bösem Verrat zum Opfer fallen zu lassen.

Während Stichnote sich nun – gerade aufgewacht – lauschend zwischen den Laken rekelte, beschäftigte ihn die Frage, wie er einmal nach oben gelangen könnte, um sich das nagelneue und verheißungsvolle Gerät anzuschauen.

Das erste Grammophon hatte er beim Dallmayr in der Dienerstraße gesehen. Der Überseeludwig hatte ihm ein paar Bananen kaufen wollen, und dabei waren sie auf Edisons sprechende Schokolade gestoßen, um die herum ein Pulk aus Kindern der besseren Familien stand und der gedämpften, wie aus weiter Ferne heranklingenden Melodie »O du lieber Augustin« lauschte. Die Walze konnte sogar mit eigener Musik bespielt und im Ganzen dreißig, vierzig Mal gebraucht werden. Anschließend durfte man sie aufessen, da sie ganz aus Schokolade war.

Er erinnerte sich deutlich an jenen Tag vor zehn Jahren, bemerkenswert nicht nur wegen der hartnäckig wiederkehrenden Schneeschauer, die so dicht fielen, dass die Aprilsonne hinter einer glasig weißen Wand ganz verschwunden zu sein schien, um jedes Mal binnen Minuten wieder hervorzubrennen und allen Schnee zu lustig plätschernden Rinnsalen werden zu lassen, sondern auch, weil er an diesem Ostersonntag zum letzten Mal mit seinem Lieblingsonkel Ludwig zusammengewesen war.

Ludwig war der Bruder seiner Mutter, die eine Woche nach Sebastians Geburt gestorben war. Alle in der Familie nannten ihn den Überseeludwig, da er als junger Mann Bayern verlassen hatte, um dem geheimnisvollen Beruf des Baumharzjägers nachzugehen, zunächst auf der Insel Sansibar, auf der er für ein Regensburger Handelshaus tätig gewesen war. Nach dessen Bankrott verschlug es ihn auf der Spur des Copal nach Kolumbien, in eine kleine Stadt namens Barbosa, von der aus er Expeditionen in den Dschungel unternahm, um mit dem Blick für das untergründig Verborgene die manchmal seit fünfzig, manchmal seit fünftausend Jahren im Boden ruhenden kostbaren Harzklumpen zu finden und die Lagerstätten in mühseliger Arbeit auszubeuten, wobei er sich gegen Herzstillstand hervorrufende Giftfrösche, Würgeschlangen, hochgefährliche, wenngleich nur hüftgroße Kopfjäger und den schwarzen Panther zu schützen hatte, der dort sein Revier besaß und – wie der Überseeludwig seinem Neffen eindrücklich geschildert hatte – den Tag auf hohen Bäumen wie ein Kätzchen verschliefe,

um in der Dämmerung zu seinem Raubtiertum zu erwachen und den schlafenden Jäger des Baumharzschatzes zu überfallen.

Das Copal brachte der Onkel mithilfe seiner Maultiere und einiger indianischer Helfer zuerst nach Barbosa und von dort weiter an den größten Fluss Kolumbiens, der nach der heiligen Magdalena benannt war, den die Indianer aber Yuma nannten. An diesem so mächtig strömenden Fluss gab es viele Häfen, und an einem davon, mit dem komplizierten Namen Barrancabermeja, verkaufte der Onkel sein Copal einem ihm lange schon bekannten Händler gleichfalls deutscher Herkunft. Flussaufwärts kam er ans karibische Meer und von dort schließlich in die Vereinigten Staaten, wo aus dem kostbaren Stoff Lacke für Möbel, Geigen und Klaviere gekocht wurden.

Der Überseeludwig hatte seinem Neffen damals einen hellgelben, wunderbar polierten Harztropfen von der Größe eines Männerdaumens geschenkt, in welchem das bizarre Spiel der Zeit eine etwa sechs Millimeter große Ameise festhielt, die sich im Netz einer gut doppelt so großen Spinne verfangen hatte. Die Spinne schien gerade dabei zu sein, sich die Ameise zu holen, war jedoch vom Harzfluss überrascht worden, der zwar die *hormiga* mit ihrem kahlen Kopf vor dem Verzehr rettete, doch eben nur, um sie in zappelnder Ausweglosigkeit zu bannen, wie auch die Spinne im räuberischen Heißhunger verharren musste, angezogen von ihrer Beute, doch auf ewig daran gehindert, sie sich zu holen.

Von schräg einfallenden Sonnenstrahlen durchschossen, war es faszinierend, den schillernden Copal hin und her zu drehen, und immer wieder vermeinte der Knabe, einen Ruck, ein Zittern zu erkennen, als wären Jäger und Beute zum Leben erwacht, das versteinerte Harz wieder flüssig, die Ameise aus dem Netz befreit, die Spinne kurz davor zuzuschnappen und alles, was seit ungezählten Jahren fixiert und unabänderlich gewesen war, mit einem Mal lebendig, das Spiel wieder offen und Sebastian, der Beobachter, mittendrin.

Den Copaltropfen trug er noch immer an einem buntgeflochte-

nen Lederband indianischer Machart um den Hals und betrachtete ihn als seinen Glücksbringer. In manchen Momenten berührte er ihn unter dem Hemd und fühlte sich seinem fernen Onkel dann so nah, als könnte er ihn sofort anfunken. Kolumbien – ich komme!

Auch an diesem herrlichen albanischen Sommermorgen hätten die atmosphärischen Bedingungen nicht besser sein können, um Stichnote empfinden zu lassen, dass er, wenn auch weit fort von seinem lieben Onkel, doch in telepathisch-elektrischer Verbindung mit ihm stand. Ludwigs von lustigen Einschlägen eines weichen südamerikanischen Spanisch durchzogenes Bayerisch hatte er sich als Jugendlicher oft vorgesprochen und es auch bei seinen eigenen Sprachübungen einfließen lassen, die er mit Hilfe eines Leipziger Bändchens *Spanische Sprachlehre zum Selbststudium* durchführte.

Später, bereits auf der BRESLAU, während eines langen Winterdocks, das sie in Triest verbrachten, hatte er so auch Italienisch gelernt. Englisch hatte er schon auf der Realschule gehabt und dann fleißig Kurse auf der Torpedoschule belegt. Englisch war schließlich die Weltsprache und für einen Marinefunker selbstverständlich, zumal für einen, der daran dachte, so bald als möglich ins zivile Leben zurückzukehren.

Gelernt hatte er immer gerne. Die Volksschule absolvierte er mit Leichtigkeit und wusste dabei, dass hinter dem ABC und dem Einmaleins, das ihnen ihr schon frühmorgens angetrunkener Lehrer Maier einpaukte, ein Weg auf ihn wartete, der ihn aus der übelriechenden Gerberei in der Kühbachstraße fort in eine andere Welt führte. In seiner Familie hatte Sebastian eine gewisse Sonderstellung, nicht allein durch die traurigen Umstände seiner Geburt, die seiner Mutter das Leben gekostet hatte. Sein damals zum zweiten Male verwitweter Vater war darüber vollends schwermütig geworden, hatte den Buben zwar doch lieb, kümmerte sich aber nicht um ihn, sondern überließ ihn der Obhut seiner Amme, eines bitterarmen Mädchens aus Haidhausen, dessen sieben Monate alter, unehelicher Säugling zuvor am Keuchhusten verstorben war. Zenz, so

hieß die Amme. Sie kümmerte sich, da der kleine Sebastian der Mensch war, der sie ernährte, indem sie ihn ernährte, mit solcher Sorgfalt um ihn, als wäre er eines Grafen Kind, säugte ihn, bis er zwei Jahre alt war, und blieb auch danach als skrupulöse Haushälterin, Köchin, Waschmagd dort wohnen.

Die Zenz war ein furchtsamer Mensch und recht eigentlich todunglücklich. Sie entstammte einer Tagelöhnerfamilie aus Berchtesgaden und war mit vierzehn als Hausmagd nach München gekommen. Wann immer sie konnte, war sie mit dem kleinen Sebastian den Giesinger Berg zur Heilig-Kreuz-Kirche hinaufgegangen. Als er verständig genug war, hatte sie dem Knaben erklärt, in der Kirche könne er mit seiner Mama sprechen, die droben beim lieben Gott im Himmel wohne und von dort auf ihn hinuntersehe. Dass sie dort auch ihren Sepperl vermutete, sagte sie ihm nicht, doch dachte sie es wohl.

Der liebe Gott schien ihm ein guter Vater, der sich um die lieben Seelen kümmerte. Und mit denen konnte man, so fühlte es der kleine Sebastian, beim Beten eine gleichsam telepathische Verbindung aufnehmen, das Kirchenschiff ein Funkraum und die Zenz die Lotsin.

Als die Zenz dann von einem Tischlergesellen wieder schwanger wurde, setzte Sebastians weltlicher Vater sie auf die Straße. Aber sie hatte Glück und wurde von dem Erzeuger geheiratet, lebte eher schlecht als recht drüben in der Au, doch wenn Sebastian sie manchmal in ihrer armseligen Souterrainwohnung besuchen kam, drückte sie ihn so fest, dass alle ihre fünf Kinder Stichnote als einen ganz besonderen Menschen in Erinnerung behalten sollten.

Sebastians Vater selbst war ein widerwilliger Handwerker gewesen, mit einem wie bei vielen Gerbern stets glimmenden Stumpfen im Mund, den er nur zum Schlafengehen erkalten ließ. Er war ohne jedes Talent in geschäftlichen Dingen, hatte aber schon früh erkannt, dass der Familienbetrieb für seinen dritten Sohn keinen Platz mehr bieten würde, und so durfte der Jüngste als Erster in der Familie eine weiterführende Schule besuchen, die Kreis-Real-

schule am Regerplatz. Vielleicht hätte er seinem Sohn auch noch ein Studium finanziert, aber er starb am Schlag, als Sebastian im letzten Schuljahr stand. Seine Brüder – die nicht gut miteinander auskamen – fürchteten nichts mehr, als den Kleinen, den sie in der Werkstatt sowieso nicht sehen wollten, allzu lange auf der Tasche liegen zu haben. Sebastian, der ohnehin nur noch an den Übersee-ludwig und Kolumbien dachte, kam ihnen zuvor, indem er erklärte, in gut einem Jahr, wenn er siebzehn geworden wäre, der Kaiserlichen Marine beitreten und Funker werden zu wollen. Die Erleichterung der beiden Streithähne darüber war so groß, dass sie Sebastian von da an in Ruhe ließen, ihm seine Bücher gönnten, die er sogar am Abendbrottisch las, und ihm – während sie ihre Erbesetzgeschütze gegeneinander in Stellung brachten – ein wunderbares letztes Münchener Jahr bescherten.

Dieses versüßte er sich dadurch, dass er sich neben seinem etwas unbeholfenen Selbststudium des Spanischen und ausgedehnten Besuchen im Deutschen Museum, wo man die allerneuesten Erfindungen der Technik studieren konnte, zwischen die Herren Studenten sortierte und Vorlesungen an der Technischen Universität in der Arcisstraße hörte. Seine Sonntagshose tragend, die längst nach Hochwasser aussah, und sein bestes Hemd, wiewohl ohne Kragen, saß er in den großzügigen Hörsälen, vernahm von den Theorien der Professoren Einstein und Planck und lauschte Vorlesungen über die Eigenschaften der Bimetalle und der Elektrizität. Auch wenn er nur die Hälfte verstand und keiner der Studenten ein Wort mit ihm wechselte, auch wenn ihn der Pedell misstrauisch beäugte, ohne ihn doch je nach seiner Immatrikulation zu fragen – Sebastian brannte für die Welt der Physik, die ihm eine Sprache schien, in welcher die Menschheit mit dem Planeten selbst und dem Universum im Ganzen zu kommunizieren vermochte.

Die Musik aus Signor Pellegrinos Dachgeschoss war jetzt verklungen, das Zwitschern und Singen aus dem Garten kehrte zurück. Stichnote fühlte sich, versonnen den Copal hin und her drehend, wie im Zentrum eines Netzes. Er war allein, doch geborgen, denn dieses Netz war aus einer Substanz gesponnen, die ihn wach sein ließ, auch wenn er schlief, die ihm die Gewissheit gab, immer noch ein wenig mehr, ein wenig drüber hinaussehen zu können. Deshalb er es auch so liebte, an Deck zu stehen, wenn sie mitten auf hoher See waren und man am glimmenden Horizont die Rundung der Erde erahnte, jenes Da-Sein der Welt, an welches zu denken sie einem fast schon brachte, so dass man durch diese Substanz gleichsam überall war. Sehnsucht hieß sie. Ein ozeanisches Gefühl.

Stichnote rasierte sich, wusch sich in einer vom albanischen Konsulatsdiener bereitgestellten Schüssel und zog sich seine weiße Hose und das Hemd mit hellblauem Seemannskragen an, band den schwarzen Halsknoten und überlegte, ob der Leutnant es als Insubordination auffassen würde, wenn er sich noch vor der Erlaubnis zum Ausgang seine kurze blaue Ausgehjacke anzog. Dönitz war nicht gerade als Korinthenkacker verschrien, also warf er sich die Jacke über, auf deren linkem Ärmel das gelbe Obermaatsabzeichen mit Blitz und Anker angebracht war, das neueste Emblem der Kaiserlichen Marine, das den Funkentelegrafisten vorbehalten war, der modernsten elektrischen Abteilung, der Stichnote mit einigem Stolz angehörte, auch wenn er bald seinen Abschied nehmen würde.

Er schnappte sich die Matrosenmütze, auf deren schwarzem Band in Metalllettern S.M.S. BRESLAU stand, auch das eine erfreuliche Signatur – die BRESLAU war zwar unter den Schlachtschiffen auf dem Mittelmeer eines der kleineren, aber dafür das schnellste. 28 Knoten in Dauerfahrt! Die Argo ihrer Tage.

Er nahm noch italienische Lire aus seinem Säckel und die Liste

mit den Besorgungen, die er gefaltet in die Tasche steckte. Dann schüttelte er sein Kopfkissen aus, legte den zur Hälfte weggelesenen Roman *Der Tunnel* darunter, den er bislang ganz in Ordnung fand, ein wenig zäh vielleicht, aber das konnte am Stoff liegen, richtete das Laken, kippte die Waschschüssel in den Garten, ging, da er alles an Ort und Stelle währte, durch den Flur, auf dem seine Kammer lag, zur Haustür. Rechts von ihr befand sich das Zimmer des Leutnants, an dessen Tür er klopfte, sich räusperte, aber nichts vernahm, erneut klopfte, etwas fester, lauschte und, da er immer noch nichts hörte, ein drittes Mal klopfte und jetzt sicher sein konnte, dass der Offizier nicht da war. Er drückte die Klinke, überzeugt, dass zugesperrt sein musste. Aber so wenig wie es an seiner Kammer eines gab, besaßen die übrigen Türen in Signor Pellegrinos Haus Schlösser. Da es nun einmal so war und sich niemand in der Nähe befand, der ihn dabei hätte beobachten können, öffnete er die Tür und warf einen Blick in das großzügige Eckzimmer, durch dessen vier Fenster das hellste Morgenlicht strömte.

Das nah an der Tür stehende Bett war nicht gemacht, was Stichnote grinsen ließ, auf dem Nachttischchen lag ein Buch, *Zwanzigtausend Meilen unter'm Meer* von Jules Verne, das er selbst, noch in München, verschlungen hatte. Nicht schlecht, Herr Leutnant! Auf dem Boden lagen drei bunte orientalische Teppiche, einer in Indigo und Safran gefiel Stichnote gut, auch wenn er die auf der BRESLAU unter den Offizieren verbreitete Leidenschaft für orientalische Teppiche nicht teilte und es auch merkwürdig fand, die in Tanger, Algier oder Kairo ergatterten Dinger überall mit hinschleppen. Interessanter als die Art, wie es sich der Leutnant gemütlich gemacht hatte, fand Stichnote, was er auf dem Esstisch in der Mitte des Raumes entdeckte.

Auf den ersten Blick wirkte es wie ein buntes Relief aus farbigen Steinen. Er trat einen Schritt in das Zimmer hinein und erkannte, dass es sich um verschiedenfarbig lackierte Bleisoldaten, Reiter und Geschütze handelte. Doch die kleinen Soldaten- und Geschützfiguren waren nicht naturalistisch in einer Art Schlachten-

panorama aufgestellt, sondern abstrakt gruppiert. Links auf dem Tisch sah er einen aufgeklappten, mit grünem Samt ausgeschlagenen Kasten, in dem sechs Würfel lagen, drei rote und drei blaue. Jetzt begriff er, um was es sich handelte: Das musste das legendäre Große Spiel sein.

Stichnote hatte schon oft von dem Spiel gehört, die jungen Offiziere spielten es angeblich alle, doch in den Mannschaftsquartieren seiner Ausbildungszeit hatte noch nie einer Mitglieder der Führungsebene oder auch niederrangigere Marineangehörige beim Spielen des Großen Spiels beobachtet, geschweige denn das Spielbrett auch nur gesehen. Nur der eine Frankfurter, gleichfalls Funkschüler, wollte einmal eine aus Blei gegossene Spielfigur von der Größe eines Kinderdaumennagels in Händen gehalten haben, strahlend rosa lackiert und ein britisches Schiff der Dreadnought-Klasse darstellend, der größten und gefährlichsten Kategorie von Schlachtschiffen.

Das heutige Große Spiel hatte sich aus einem sagemumwobenen Kurs entwickelt, gegeben von einem Major an der Militärakademie in Potsdam, der als Fünfzehnjähriger noch die letzten Tage von Clausewitz erlebt hatte. Seinen Schülern verdeutlichte er dessen *Theorie der Friktion* anhand eines Lehrspiels, für das er die vierundsechzig Felder eines Schachbretts, alle Bauern und Türme sowie – um Gelände zu markieren – Bohnen, Erbsen und Haselnüsse benutzte. »Es ist alles im Kriege sehr einfach«, hatte Clausewitz ausgeführt, »aber das Einfachste ist schwierig. Diese Schwierigkeiten häufen sich und bringen eine Friktion hervor, die sich niemand richtig vorstellt, der den Krieg nicht gesehen hat.«

Den Begriff »Friktion« hatte Clausewitz den Handbüchern der Uhrmacher entliehen, es bedeutete »Reibung« und meinte bei dem Denker des Krieges jene unvermeidlichen Stauungen, technischen Pannen und logistischen Verzögerungen, die den wahren, den wirklichen Krieg von den Plänen der jeweiligen Generalstäbe unterschieden, jene eingeschlafenen Füße und erfrorenen Finger, die dann die eine Sekunde zu spät den falschen Abzug betätigten und

dem Schicksal Hunderttausender eine Wendung gaben, die nicht kalkulierbar war.

Dieser tiefsten Weisheit der Philosophie des Krieges, die darin bestand, das Unvorhersehbare in die Pläne mit hineinzudenken, hatte der lehrende Major das Spiel gewidmet, es angeblich – so die Legende – mit dem alten Clausewitz selbst eines Nachmittags gespielt und ein Lob des Meisterdenkers erhalten.

Unter den Schülern des Majors hieß das Spiel – den allzu großen Namen Clausewitz typisch studentisch herabstutzend – einfach nur »C 64«. Einer dieser Schüler kam in den 1880er Jahren als Militärattaché an den Kaiserlichen Hof von Japan, erlernte das dort weitverbreitete Go-Spiel und übertrug C 64 auf das im Vergleich zum Schachbrett wesentlich weitläufigere Go-Brett, in welchem nicht die Quadrate, sondern vielmehr die Knotenpunkte eines neunzehn mal neunzehn Felder großen Liniennetzes die Positionen bezeichnen, auf denen man die Spielfiguren setzte. Aus 64 möglichen Positionen waren plötzlich 361 geworden. Vom Go übernahm er nicht nur das Netz, sondern auch eine andere Konzeption der Figuren. Während das Schach sein statisch angelegtes Spielfeld durch die Eigenschaften seiner unterschiedlichen Spielfiguren und deren Zugmöglichkeiten belebt, kennt das Go nur einfache Steine, die es miteinander zu verbinden gilt, um komplexe Stellungen herbeizuführen. Ineinander verschlungene Gegner müssen jedoch rechnen können. Also führte der Schüler das numerische Element in das auf der Militärakademie erlernte Friktions-Theorie-Spiel ein und gab neben den Einzelsteinen auch Fünfer-, Zehner- und Zwanzigereinheiten aus, mit denen er Verbände zusammenstellen und über das Liniennetz führen konnte.

Den entscheidenden nächsten Schritt zum Großen Spiel brachte dann ein pensionierter portugiesischer Zollbeamter, der auf demselben Schiff der britischen Indien-Linien nach Europa zurückkehrte wie der preußische Offizier. Der Portugiese zeigte diesem Xingbing, ein Würfelspiel, das er in Macao kennengelernt und häufig gespielt hatte. Bei Xingbing gibt es drei rote, angreifende,

und drei blaue, verteidigende Würfel, bei denen der Verteidiger in leichtem Vorteil ist, da bei Gleichstand jeweils die verteidigende Seite gewinnt.

Der Portugiese aus der chinesischen Spielerstadt und der japanisierte Preuße verbrachten vierzehn Tage am Würfeltisch, an denen der Meerese Gott das Schiff einmal über den Grund des Indischen Ozeans hätte schleifen können, ohne dass die beiden aufgehört hätten, die Go-Version von »Clausewitz 64« mit Xingbing-Würfeln zu spielen, auch wenn der Tisch ungezählte Male umstürzte und das Spiel neu aufgestellt werden musste, was die beiden dazu veranlasste, während jeder Partie Buch zu führen.

Der Zweite Offizier des Liniendampfers, ein Ire, der den endlosen Würfelpartien interessiert gefolgt war, ohne je selbst mitzuspielen, bemerkte eines Abends, nur ein paar Tage vor der Ankunft in Lissabon, dass man das Gitternetz ihres Spielfelds doch genauso gut über eine beliebige Landkarte gleich welchen Maßstabs legen könne, um die bislang abstrakt nachempfundenen Landschaften der fiktiven Schlachten auf der Grundlage realer Topographien durchzuspielen.

Was Stichnote – der es gewagt hatte, für einen Moment ganz heranzutreten – jetzt auf dem Schreibtisch des Leutnants zur See Karl Dönitz vor sich sah, war die neueste Version dessen, was die Phantasie der Kaiserlichen Marine und ihrer jungen Offiziere im Laufe der letzten zwanzig Jahre aus dem alten C 64 gemacht hatte: eine große, auf Karton aufgezugene Weltkarte, in welcher die Kontinente farblich abgesetzt waren. Unterworfen war die Karte nicht dem Raster von Breiten und Längen, sondern einem ungleich engmaschigeren Netz, das die Welt mit beachtlich vielen Knotenpunkten bedeckte. Auf vielen dieser Knotenpunkte standen verschiedenfarbige Figuren, die das schräg einfallende Morgenlicht wie die planetare Schlachtenphantasie eines Knaben aussehen ließ, gab es doch Fußsoldaten, Kavallerie und auch Kanonen. Die Meere waren voll von Schlachtschiffen unterschiedlicher Größe und an einigen Stellen standen sogar, was Stichnote verblüfft zur Kennt-

nis nahm, Funktürme, weit mehr übrigens, als es in Wirklichkeit gab. Er sah Gebirge, gebaut aus kleinen, schwarzgebrannten runden Ziegelsteinen, und, verteilt auf jede Farbe, aufrecht stehende Fähnchen, die wohl die Hauptstädte markierten, da das blaue Fähnchen in Berlin, das rosafarbene punktgenau in London, das schwarze in St. Petersburg stand. Er suchte nach dem violetten Fähnchen, das er irgendwo bei Paris vermutet hätte, das er allerdings in den Pyrenäen an der spanischen Grenze fand, wie überhaupt die violetten Armeen ein eigentümliches Territorium repräsentierten, das so gar nicht mit dem Frankreichs übereinstimmte, worauf der Funker begriff, dass die blauen Armeen Frankreich bis zur Linie Bordeaux–Toulouse besetzt hatten.

Ein Blick auf einen mit jeweils dreiteiligen Zahlenreihen vollgeschriebenen Block, der neben dem Würfelkästchen lag, sagte Stichnote, dass Dönitz mitten in einer Partie des Großen Spiels gegen sich selbst stand. Er spielte den großen europäischen Krieg.

## 5

Stichnote konnte an jenem sonnigen Junivormittag des Jahres 1914 nicht ahnen, welche Bedeutung das Große Spiel noch für ihn bekommen sollte, das er – ganz anders als die dafür prädestinierten, an Militärakademien geschulten jungen Offiziere – auf eine naive und gleichsam unschuldige Weise auffasste. Doch faszinierte ihn dieses mit buntlackierten Figürchen belebte Abbild des Planeten sofort, er spürte die den Spieler umwehnde Faszination, an der Freiheit schlechthin zu rühren, das Geschick, bevor es geflochten wurde, selbst in der Hand zu haben.

Aber dann erinnerte er sich, dass er im Zimmer eines Offiziers stand, ging eilig hinaus und schloss die Tür ohne einen Laut.

Die meisten Männer, die an der Verteidigung des Konaks teilgenommen hatten, lagen noch in ihren Hängematten, nur einer war schon aufgestanden. Er saß vor einer Tasse Kaffee am Küchen-

zelt und erzählte dem Obermaat, dass sie sich die Beine in den Bauch gestanden hätten und sich trotz unentwegten Feuers keiner der Aufständischen in der Nähe des Palastes gezeigt habe. Nach der Rückkehr gegen vier Uhr morgens sei der Leutnant gar nicht erst ins Bett gegangen, was die Nachtwache bei der Ablösung erzählt hätte. Schon gegen sieben Uhr dreißig habe der Leutnant das Konsulat aber wieder verlassen. Er sei mit einem befreundeten englischen Offizier von der KING EDWARD VII zum Wandern in der Umgebung und wolle bis zum frühen Nachmittag wieder da sein. Damit war Stichnote zum ersten Mal in seinem Leben der ranghöchste anwesende Soldat, und als solcher beschloss er, sich seinen Besuch in der Stadt auf der Stelle selbst zu genehmigen.

Er sprach mit dem einen der beiden Smuts, dem vom Niederrhein, über die Anlieferung des Mittagessens, und dieser erzählte ihm, dass er und der andere Smut, der Schwabe, ab elf Uhr unten am Kai zu warten hätten, um das Essen dann auf einem Leiterwagen zum Quartier zu bringen.

So sah der Obermaat alles in bester Ordnung und keinen Grund, sein Vorhaben zu verschieben. Er trank einen schwarzen Kaffee, schluckte seine Chiniration und übertrug dem Maat, der für die Tabletten zuständig war, zu dessen Verblüffung die Verantwortung. Bis zum Mittagessen würde Stichnote wieder da sein.

Von der Villa Pellegrino ging er hinab durch immer schmalere und verwinkeltere Gassen, die überall Mauerreste älterer Gebäude und sogar antik wirkende Ruinen aufwiesen, so dass er den Eindruck hatte, die jetzige Stadt wäre Stück für Stück auf den älteren Schichten gewachsen. Es gab keinerlei Kanalisation, an manchen Ecken roch es wild.

Das Stadtzentrum bestand fast nur aus der zum Hafen führenden, ungepflasterten Basarstraße, die sie gestern Nachmittag entlanggekommen waren, und den von ihr abzweigenden Gassen. Oben an der Basarstraße befand sich eine Art Platz mit größeren Häusern, die ihn an Venedig erinnerten, wo sie letzten Winter gelegen hatten, und in denen Hotels untergebracht waren. Es gab

viele Cafés, zwei, drei Restaurants und in den Gassen einfache Garküchen. Er entdeckte Kirchen, einige Moscheen und fand sich schließlich im Gewimmel des Basars wieder: muselmanisch-türkische Frauen, die verschleiert waren, Zigeuner, die Musik machten und Glücksspiele anboten, bulgarische und viele griechische Händler, Albaner in fellbesetzten Trachten, die Gemüse und Obst verkauften, unzählige Kinder und etliche Westeuropäer, die in ihren Anzügen schwitzend und mit Aktentaschen die Menge durcheilten, mancher von einheimischen Gewährsleuten begleitet. Auch traf er leuchtend grün wie Jäger uniformierte Gendarmen, die den kaiserlichen Seemann erfreut grüßten und ihm auf Niederländisch irgendetwas über ein Hurenhaus in der Nähe der Kirche des heiligen Nikolaus zuriefen, das er besser nicht betreten solle.

Stichnote kaufte sich ein mit Sesam gewürztes Brot, trank einen dünnen Tee, wimmelte zwei Männer ab, die Kurden oder Perser sein konnten, jedenfalls echte Orientalen, und die ihn irgendwo hinführen wollten. Mangels Kleingeld kaufte er fünf Brote, die er an Kinder verteilte, die ihn lachend angebettelt hatten. Schließlich entdeckte er in einem Laden, der hauptsächlich österreichische Haushaltswaren wie Seifen, Knöpfe und Spiegel verkaufte, eine deutsch-albanische Konversationsgrammatik, die er sogleich erwarb.

Vor dem Geschäft wurde er beim Durchblättern der Seiten in eine Unterhaltung mit einer Zigeunerin verstrickt, die ihm aus der Hand lesen wollte. Er schüttelte vehement den Kopf, schlug nach, wie man auf Albanisch »nein« sagte, und wedelte dann, »jo, jo, jo« von sich gebend mit den auszulesenden Händen, und zwar gar nicht einmal, weil er solche Mantik rundweg als Unsinn ablehnte, sondern weil er sich nicht sicher war, ob nicht doch etwas dahintersteckte und er Informationen aus dem Code seiner Handlinien bekommen hätte, die er gar nicht haben wollte.

Er rastete in einer schattigen Ecke neben einem Granatapfelverkäufer, dem er eine der glänzenden Früchte abkaufte. Ein auffälliger Mann in albanischer Tracht und mit rasiertem Schädel kam

vorbei, der einen buschigen Schnurrbart trug, ziemlich großgewachsen war und eigentlich überhaupt nicht wie ein Albaner aussah, was auch daran lag, dass er eine gefaltete Zeitung unter dem Arm trug. Er warf Stichnote einen interessierten Blick zu, als wollte er den Funker jeden Moment ansprechen, nickte ihm dann jedoch nur freundlich zu und ging weiter.

Stichnote kannte allerlei Arten von Südfrüchten, aber ein Granatapfel war neu für ihn. Seine energischen Versuche, ihn wie einen Apfel anzubeißen, führten zu nichts Gutem, allerdings brachten sie eine junge Frau zum Lachen, die hinter ihm stand, ohne dass er sie gesehen hätte. Sie trug ein dunkles Kostüm, ihre ebenholzfarbenen Haare waren hochgesteckt, und über diese hatte sie ein schwarzes Staubtuch gelegt, das ihr einen strengen, nonnenartigen Ausdruck gab, zumindest empfand Stichnote das so, als er sie schließlich bemerkte.

Sie war fast so groß wie er selbst, schlank, hatte hohe Wangenknochen und große dunkelbraune Augen, die sie jetzt kichernd niederschlug, aus denen es dennoch klug blitzte und die noch einmal still lachend zu ihm hinüberblickten. Mit beiden Händen hielt sie eine schmale Aktentasche.

Er blätterte in seinem Albanischbuch, ging zu ihr hinüber und sagte frohgemut:

»Miredita.«

»Përshëndetje«, sagte sie leise und lächelte wieder.

Stichnote blätterte in dem Buch, den Granatapfel im unsicheren Griff, fand den Satz »Es ist gutes Wetter«, der zwar sachlich zutraf, den er aber trotzdem nicht sagen wollte, erkannte die Zwecklosigkeit seiner Methode, klappte die Konversationsgrammatik zu und sah sie etwas verzagt an:

»Parla italiano, Lei?«

»Ma certo, signore.« Kleine Pause. »Aber mir können auch sehr gern Deutsch reden.«

Stichnote glaubte, nicht richtig zu hören.

»Sind Sie etwa aus Österreich?«

»Eigentlich nicht. Ich komm von hier. Aber ich arbeit in der Botschaft. Der kaiserlich-königlichen.«

»Was haben Sie denn da zu schaffen?«

»Ich sitz an der Schreibmaschine und tippe, was mir die Herrn Diplomaten diktieren. Manchmal übersetz ich was ins Albanische, aber eher selten.«

»Dann machen wir ja fast das gleiche. Ich bin nämlich Funker.«

»Von dem deutschen Schiff?«

»Zur Zeit an Land. Wir sind im deutschen Konsulat stationiert.«

»Aha. Und da wollen Sie jetzt gleich Albanisch lernen? Respekt.«

Stichnote war sich überhaupt nicht sicher, ob er mit ihr über diese Dinge sprechen durfte, doch während er darüber nachdachte, stellte er fest, wie vollkommen egal ihm das gerade war, da er irgendwas brauchte, um mit ihr reden zu können. Sie war so hübsch, dass er sie dabei gar nicht recht anzusehen wagte.

In München war er zuletzt mit einem Mädchen namens Kathi gegangen, die vorne aus der Sommerstraße stammte, lustigerweise, weil es ja auch eine Sommerliebe war, die seine von Pflichten freien letzten Münchener Monate vergoldet hatte und die mit dem nasskalten ersten Tag in Flensburg vorüber war. Sah man von den vergleichsweise seltenen Begegnungen mit Gewerblichen ab, die er in den Rotlichtvierteln von Flensburg, Kiel und später Triest gehabt hatte und bei denen er kaum je ein richtiges Wort hatte wechseln können, war die junge Frau mit ihrem verwirrenden österreichischen Akzent seit fast vier Jahren im Grunde die erste Frau, mit der er sprach und – Himmel! – es waren nur ein paar Sätze, aber die besaßen den Zauber abgelegener, nie betretener Buchten.

Auch die Kathi hatte ein Geheimnis gehabt – und es bewahrt. Er hatte es nicht einmal sehen, geschweige denn berühren dürfen. Aber geküsst hatten sie sich, und die Kathi, die ein paar Jahre älter war, hatte ihre niedergeschnürten Brüste an ihn gedrückt. Ihr Busen roch zart nach Lavendel und manchmal auch nach Kohl und Kraut. Da die Kathi in der Küche vom Fröhlichen Scheyrer

arbeitete, brachte sie oft etwas Kaltes zu essen mit, wenn sie sich spät abends an der Wittelsbacherbrücke trafen, um an der Isar eine Bank zu suchen, auf der sie ungestört schmuseen konnten. Und wenn sie ausgeschmüst hatten, dann erzählte Sebastian ihr Geschichten von seinem kolumbianischen Onkel und den Plänen, selbst nach Kolumbien zu gehen. Sie lauschte gebannt und fröstelnd, wenn er vom Dschungel, dem Panther und den Kopffägern berichtete, so ernst und überzeugend, als wäre er dort aufgewachsen und nur zeitweise in das gemütliche München versetzt worden, dessen Meeresabgeschnittenheit er nun durch den Beitritt zur Kaiserlichen Marine zu entkommen beabsichtigte.

Am Nachtzug nach Hamburg, der den Reisenden dritter Klasse am letzten Oktobersamstag vierzehnstündig rumpelnd in den norddeutschen Regen verfrachten sollte, hatten sie sich zum letzten Mal gesehen. Sebastians Kehle vom Reisefieber zugeschnürt, die Kathi verheult, unfähig etwas zu sagen, aber zwei tränenge tränkte Semmeln mit kaltem Braten dabei, die er eine halbe Stunde hinter Nürnberg auspackte. Bei der Gelegenheit entdeckte er zwischen den beiden Semmeln einen kleinen, fettfleckigen Zettel. *Wasti! Vergiss mich nicht!* stand da merkwürdig Schriftdeutsch, und auch wenn der Zettel selbst schon irgendwo auf der Reise verloren ging und Stichnote ihr in all den Jahren keinen einzigen Brief oder wenigstens eine Karte schickte, so hatte er ihrer letzten Bitte doch entsprochen, ganz von selbst, und ihr pausbäckiges Lachen und ihren Lavendel- und Küchenduft niemals vergessen.

Zwei Sekunden waren vergangen.

Stichnote wollte sich unbedingt weiter mit der jungen Frau unterhalten. Albanisch! Da waren sie gerade.

»Ich frage mich, ob Albanisch ebenso leicht zu lernen ist wie Spanisch.«

»Wer so was fragt, kann wohl weder das eine noch das andere.«

»Habla español?« Stichnote musste lachen.

»Si, señor«, sagte sie mit beeindruckendem kastilischem Akzent, der Stichnotes Herz einen kleinen Hüpfen tun ließ, »aber es ist ein

weiter Weg von der Mancha zu den Bergen der Skipetaren. Und es gibt keine Pässe. Es ist ein ganz anderes Land.«

»Was bedeutet ›Skip‹ denn eigentlich?«

»Adler. Wir sind das Adler-Volk.«

»Und wie kommt es, dass Sie den Weg aus den Adler-Bergen in so viele Länder gefunden haben?«

Sie erzählte ihm, dass sie das heimische Durazzo, zu dem sie selbst Durrës sagte, nie verlassen habe. Doch ihr Vater, ein Kaufmann mit weitreichenden Verbindungen in alle Provinzen des Osmanischen Reiches und auch nach Europa, habe darauf geachtet, seine Kinder durch frühzeitiges Erlernen der wichtigsten Sprachen auf die Erfordernisse seines Geschäfts vorzubereiten. Französisch, Italienisch und Spanisch habe sie von einer Frau aus Arles gelernt, Deutsch und Englisch von einem Fräulein aus Hannover.

»Sie war so klein, dass meine Schwester und ich uns beim Schlafengehen immer Geschichten erzählt haben, wie wir sie in die Tasche stecken und mit ihr auf den Markt laufen und wie wir mit ihr heimlich nach Wien fahren und überall herumgehen, und wenn uns jemand eine Frage stellte, würde uns das deutsche Fräulein immer die Antworten vorsagen. Sie hatte eine Stimme wie eine Maus.«

»Und da war ihr nicht angst zwischen so vielen Adlern?«

»Aber nein, wir mochten sie gern. Leider ist sie dann krank geworden.«

Ein mürrischer Schafbock wurde von einem Jungen die Gasse entlanggezerrt und gab Laute von sich, die an das Aufstoßen eines schmerzbäuchigen Säufers erinnerten. Eine Hausfrau kippte ihr Waschwasser auf die Straße und traf einen Passanten, der sich mit kratziger Stimme darüber beschwerte. Verstohlen blickte Stichnote auf seine Movado und sah, dass es schon kurz nach zehn Uhr war.

»Ich muss auch los«, sagte die junge Frau, zögerte einen Moment und dann, so als sagte sie es zu einem ganz anderen Menschen: »Ich kann gerne beim Albanischlernen helfen. Nachmittags um

fünf hab ich Schluss im Büro. Ich geh dann oft unten am Basar spazieren.«

»Wo am Basar? Hier?«

»Kann sein.«

»Heute auch?«

Sie nickte. Er betrachtete das große Muttermal links an ihrer Oberlippe, vermochte aber nicht, ihr in die Augen zu blicken, und fast war er ein wenig erleichtert, als sie schnell davonging. Hochgewachsen und elegant. Stichnote betrachtete den Granatapfel in seiner Hand. Er wusste noch immer nicht, wie man ihn essen sollte.

## 6

In Durazzo suchte man vergeblich nach einem gutsortierten Kiosk, an dem internationale Zeitungen zu erwerben gewesen wären, aber schnell hatte Zickler herausgefunden, wo er die *NZZ* bekam, wenn auch mit jener Verzögerung von einem Tag, die sich aus dem eisenbahnerisch bewältigten Postweg von Zürich nach Triest ergab, von wo aus der Österreichische Lloyd per Schiff über Stationen in Pula, Bari und Brindisi auch Durazzo belieferte.

Der Postdampfer fuhr nur bis zu einer weit draußen liegenden Grenze, da der seit Jahrzehnten wenig gepflegte und verschlammte Hafen die Einfahrt größerer Schiffe nicht mehr erlaubte. Ein Schwarm von kleinen Booten umringte den Dampfer, gesteuert vornehmlich von Fischern, die der Aufstieg der kleinen Stadt zur Kapitale und die sich daraus ergebende Steigerung des Personen- und Nachrichtenverkehrs zu gutgelaunten Fährleuten hatte werden lassen. Am Kai wartete stets ein kleines Regiment von Dienstleuten, Beamten und unter anderem auch ein schlaksiger Groom des Hotel de Paris auf die Postlieferungen. Zickler hatte sich vor ein paar Tagen zum ersten Mal unter die Menge gemischt, die nach dem Eintreffen der ersten, randvoll beladenen Boote schreiend umherzuspritzen begann und mit dem Aufnehmen und Schlep-

pen von Paketen und Briefkonvoluten beschäftigt war. Bald war Zickler auf das mächtige Paket internationaler Zeitungen aufmerksam geworden, die für die Lobby des Hotel de Paris vorgesehen waren, und hatte sich schnell mit dem in roter Uniform schwitzenden Jüngling geeinigt, dass dieser ihm die *NZZ* herausuchte und gegen ein kleines Trinkgeld überließ.

Auf diese Weise hatte Zickler das Vergnügen, die Morgen- und Abendausgaben der Zeitung in aller Ruhe durchsehen zu können, fast so als wäre er in Zürich. Zwar war sein Artikel über die Geschehnisse in Nordepiros noch nicht gedruckt worden, aber eine Art von freudiger Erwartung lag schon auf jeder neuen Ausgabe, die er in die Finger bekam. Ein paar Tage verbrachte er ausschließlich damit, unten am Hafen die Zeitungen zu besorgen, baden zu gehen, durch die Gassen zu streifen und die eine oder andere Bekanntschaft dauerhaft hier lebender Kollegen zu machen. Sein alter Freund Amadeus Toth – der Sekretär im deutschen Konsulat – hatte ihm mitgeteilt, dass er auf Dienstreise in Skutari und erst ab Sonntag wieder zu sprechen sei, also saß er fest zwischen den Korrespondenten, die sich abends meist in einem Café schräg gegenüber seinem Hotel trafen, um zu trinken, Schach zu spielen und andächtig seinen Erzählungen aus den Balkankriegen zu lauschen, da die meisten von ihnen ziemlich unbedarfte Anfänger waren, die Militär nur von Paraden kannten und die Geschehnisse in Durazzo und Albanien für ganz große Politik hielten. Das Spannendste war da noch die Erforschung der verschiedenen Speiselokale und ihrer Karten, die in den seltensten Fällen gedruckt, manchmal mit Hand geschrieben waren, meistens aber nur in den Köpfen der Kellner existierten.

Ihm war inzwischen langweilig. Bis die Geldanweisung aus Zürich da war, würde er nicht reisen können, das strahlende Konstantinopel war fern, und so sprach nichts dagegen, doch noch eine Geschichte aus Durazzo zu schreiben. Die Präsenz deutscher Marineeinheiten in Albanien und das nagelneue Schlachtschiff im Hafen, das wahrscheinlich ein Mehrfaches des albanischen Staats-

haushalts gekostet hatte, erschien ihm durchaus interessant. Einen der jungen Matrosen hatte er unlängst wieder in der Stadt gesehen, ein schlanker, gutaussehender Kerl mit kurzen blonden Haaren, der ein Buch unter dem Arm und einen Granatapfel in Händen gehalten hatte. Eigentlich ein guter Einstieg für eine kleine Geschichte, zu der er freilich auch die Sicht der kaiserlichen Vertretung kennenlernen musste.

Aber bevor Amadeus Toth nicht wieder da war, wollte er das deutsche Konsulat nicht aufsuchen. Stattdessen würde er erstmal nach der Bauernfamilie aus Dharda suchen, mit der er nach Durazzo gekommen war.

Zickler war gut eine Woche zuvor mehr oder weniger geflohen, nachdem er eine Zeitlang mit einem Trupp griechischstämmiger Freischärler unterwegs gewesen war, die für die Unabhängigkeit eines neu erfundenen Staates namens Nordepiros kämpften. Dieser Phantasiestaat beanspruchte den keineswegs ausschließlich von Griechen bewohnten südwestlichen Rand des vor nicht einmal zwei Jahren aus der Taufe gehobenen Königreichs Albanien für sich. Nordepiros und seine Truppen wurden von Griechenland finanziert, das sich auf diese Weise einen Teil aus dem Land der Skiptaren herauszuschneiden gedachte.

Seit er beschlossen hatte, auf eigene Faust und jenseits der Militärzensurbehörden zu recherchieren, war Zickler schon unter den unwahrscheinlichsten Legenden aufgetreten, mal als sportlicher Vogelkundler, als Altertumsforscher und manchmal auch einfach nur als Reisender, Tourist, wie man das in der Schweiz nannte. Gegenüber Kommandant Stephanopoulos hatte er sich als begeisterter Panhellenist ausgegeben, der im Gebirgsland Südalbanien unterwegs war, um später zu Hause echte Schweizer Goldfranken für die nordepirische Sache zu sammeln. Deshalb musste er auch so viel aufschreiben. Und Fragen stellen. Damit er zu Hause in Vorträgen und Artikeln vom gerechten Kultur- und Befreiungskampf der Nordepirer schwärmen konnte. Den Freischärler-Kommandanten, in seinem früheren Leben ein kleiner Angestellter der grie-

chischen Nationalbank, der sich im Feld zu einem abgemagerten bärtigen Vollstrecker verwandelt hatte und düstere Monologe über die Macht des Schicksals sowie den Auftrag des Einzelnen hielt, hatte die Aussicht auf Schweizer Spendengelder bewogen, sein anfängliches Misstrauen gegenüber Zickler ruhen zu lassen, auch wenn seine Kämpfer von der gutgelaunten Omnipräsenz des Schweizers genervt waren. Dieses ständige Notizbuchgekritzel gefiel den Leuten nicht, ihm selber ebenso wenig – aber der Kommandant brauchte Geld, und Zickler versprach welches.

Nach gut zwei Wochen hatte dieser genug gesehen: das halbbarbarische Leben der Freischärler, ihre fast groteske Verehrung des heiligen Nikolaus, die Beschießung von Dörfern und deren Einnahme mit anschließender Vertreibung der nichtgriechischen Bevölkerung sowie die Lieferung einer fast nagelneuen Krupp-Haubitze, die ihn am allermeisten fasziniert hatte. Eines Nachts hatte er sich dann aus dem ihm vom Kommandanten überlassenen Zelt geschlichen und sich vier Tage zu Fuß nach Norden durchgeschlagen. Er hatte den Eindruck gehabt, als wäre der Kommandant irgendwie misstrauisch geworden, auch beobachtete er heimlich eine Gurgel-durch-Geste, und es war ihm, als hätte er dabei den Ausdruck »Schweizer Arschloch« vernommen. Also hatte er sich davongemacht. Er zweifelte nicht daran, irgendwann sterben zu müssen, aber bitte nicht durch die Hand eines ehemaligen griechischen Nationalbankmitarbeiters.

Zwei Tagemärsche vor Durazzo lernte er eine Großfamilie aus eben jenem Dorf Dharda kennen, dessen Beschießung durch die Nordepiroten er noch miterlebt hatte. Die Familie war mit einem Ochsenwagen unterwegs und lud ihn zum Mitfahren ein – wiewohl schon mit einer Großmutter, Kindern, Gepäck und Geflügel überladen. Der Mann lenkte, die Frau ging nebenher und zog mit kaum glaublicher Zähigkeit noch einen Handkarren. Der Journalist durfte sich hinten auf die Ladefläche setzen, von der er die aus den Stiefeln befreiten schwielen Füße baumeln ließ, neugierig von dem Ziegenbock bäugt, der hinten an den Wagen angebun-

den war. Tirana, wo sich die Truppen Essad Paschas, des skrupellosen albanischen Gegenspielers des Königs, konzentriert hatten und das der Bauer wegen irgendeiner alten Familiengeschichte nicht betreten wollte, umfuhren sie mühsam südlich und erreichten schließlich einen Tag später Durazzo, das in sumpfiger Gegend an der Küste lag. Südlich der Stadt lagerten Teile von Essad Paschas Truppen, deren Linien sie aber ohne Mühe durchqueren konnten. Nachts hörten sie Maschinengewehrfeuer.

In einem der Flüchtlingslager vor den Toren Durazzos war ihre Reise zu Ende gewesen. Die Familie hatte sich inmitten von improvisierten Hühnerställen und Stümpfen frisch abgehackter Bäume eingerichtet. Er war ins Hotel Atlantic gezogen. Nun ging er ins Lager zurück, neugierig auf das, was sie ihm erzählen würden.

Aber entweder war das Lager mächtig angewachsen oder er hatte sich in seiner übernächtigten Erschöpfung keine richtige Vorstellung von dessen Ausmaßen gemacht: Denn obwohl er auf dem gleichen Weg zurückging, auf dem er vor Tagen gekommen zu sein glaubte, fand er weder die Familie noch den Platz, an dem er sie verlassen hatte. Das Leben der Flüchtlinge hatte den Ort vollständig übernommen, aber darauf verzichtet, Markierungen zu setzen. Der Weg aus der Stadt verlief sich bald in unzähligen, zwischen den Zelten, improvisierten Hütten und oftmals ausgesprochen findig überspannten Wagen hindurchführenden Trampelpfaden.

Die Luft fühlte sich hier anders an als in den Gassen der Stadt, es war sumpfig, und es herrschte eine lähmende Schwüle, in die sich die vegetative Anwesenheit tausender Menschen einflocht. Er hatte schon Flüchtlingslager gesehen, meist auf türkischer Seite und allesamt geprägt von erbärmlichen hygienischen Zuständen. Doch das waren größere Zeltlager gewesen, eher Zwischenstationen und immer irgendwie in Bewegung. Hier hatte sich längst Alltag breitgemacht, war die Ausnahme verfestigt. Das Licht schien ihm düster, was an den vielen schwelenden Feuern liegen mochte. Zickler empfand eine ernste Bedrückung, die zunahm, je länger er

sich in der Stadt aus Brettern und Decken bewegte, missmutig beäugt, aber merkwürdig unbehelligt, so als würde man auf den ersten Blick sehen, dass bei dem komischen Ausländer in seiner absurden einheimischen Tracht nichts zu holen war, nicht einmal Neuigkeiten.

Mit tränenden Augen beobachtete er, wie ein paar Leute ein Zelt, das Feuer gefangen hatte, unter lautem Schreien mit Decken und wenigen Eimern Wasser zu löschen versuchten. Ausgezehrt wirkende Mütter sahen gleichmütig zu, Kinder, von oben bis unten zerstoichen, spielten zwischen Kloaken und Abfallhaufen.

Zickler schloss die Augen. Von allen Seiten drang der Klang dieser erbärmlichen Siedlung zu ihm, weinende Säuglinge, streitende Stimmen, lachende Kinder, das Krähen eines Hahns, ein fernes Glöckchen, für das er keine Erklärung hatte, irgendwo Zigeunermusik, Händeklatschen und Gelächter, fast wie eine Hochzeitsgesellschaft, Gebell von Hunden, vor Feuchtigkeit knackendes Brennholz und ein leiser, aber unabweisbarer tiefer Ton, nahezu unhörbar, ein feines Brummen wie von Termiten, die ein Haus zerfraßen.

Mit einem Mal überkam ihn die Erinnerung an seinen Aufenthalt in der Hauptstadt von Rajasthan, während seiner Grand Tour nach der Schule. Er hatte das Hotelzimmer in Jaipur am frühen Vormittag bezogen und war dann losgegangen, um sich die in frischestem Rosa erstrahlende Altstadt und den berühmten Palast der Winde anzuschauen. Als er spät nachts wiederkehrte und seine Zimmertür öffnete, knisterte es auf ganz unbeschreibliche Art, er tat einen Schritt in den Raum und zu dem Knistern kam ein Knirschen, ausgelöst von seinen Stiefeln und danach stieg ein säuerlicher Geruch auf. Er entzündete ein indisches Streichholz, das aufflamte wie eine kleine Fackel und ihm den Blick auf eine Milliarde Ameisen gestattete, die den ganzen Raum bedeckten und wie ein einziger stählerner Panzer schimmerten. Ein deutliches Pulsieren dieses Panzers ging von der Stelle auf dem Bett aus, wo sein Bergrucksack lag. Ihm fiel ein, dass er eine vor zwei Tagen auf der

Straße gekaufte Süßigkeit aus Mandeln, Kokos und eingekochter Milch, die nur in loses Papier gewickelt war, darin gelassen hatte. Schwindel erfasste ihn vor einem Abgrund aus Ekel und Faszination, dazu Panik, da er nicht wusste, was er jetzt tun sollte, und eine Ahnung, dass es nur eine Erinnerung war, die sich von ihm entfernte wie ein Luftballon, dem er hilflos zusah, wie er in einen vollkommen schwarzen Himmel stieg.

Entsetzt schlug er die Augen auf. Über ihm ein leuchtend weißes Zeltdach. Sein Kopf schien zerspringen zu wollen, übler Druck auf den Schläfen, er murrte eher als dass er stöhnte, dann musste er zwinkern, da sich sein rechtes Auge anfühlte, als befände sich ein Holzspieß zwischen ihm und dem Lid. Er setzte sich auf und blickte einer sanftmütig wirkenden jungen Frau in die Augen, deren Haar unter einer weißen Haube verborgen war, auf der das Schweizerkreuz prangte.

»Mein Name ist Adolph Zickler«, sagte er und lächelte die Rotkreuzschwester an. »Ich arbeite für die *Neue Zürcher Zeitung*. Ich bin Schweizer Staatsbürger.«

»Dottore, la testa calva si é svegliata!«

»Dove sono?«

»Lei é italiano?«

»No, svizzero. Dove siamo?«

Bewohner des Flüchtlingslagers hatten ihn bewusstlos aufgefunden und in das Lazarett des italienischen Roten Kreuzes gebracht. Der Arzt, ein für sein junges Alter ungewöhnlich dicker Mensch mit blauschattigen Wangen und melancholischem Ausdruck, teilte ihm mit, dass er wahrscheinlich zu wenig Wasser getrunken habe, und ließ ihm durch die Schwester, die eine komische Art hatte, seine mentalen und haptischen Fähigkeiten zu ignorieren, welches einflößen.

Zickler ließ es geschehen, fast schon amüsiert darüber. Das zweite Glas trank er selber, setzte sich dann vollends auf dem Feldbett auf und fühlte sich bald wiederhergestellt, wenngleich ihm

noch ein wenig schwindelte. Die Schwester brachte ihm einen Blechnapf mit einem undefinierbaren Eintopf, den er, heißhungrig wie er war, dankbar verschlang. Draußen plauderte er noch ein wenig mit dem Arzt, der eine Zigarette rauchte und dem Zickler erzählte, dass er als Journalist und als Schweizer natürlich ein Bewunderer der internationalen Rotkreuzbewegung sei und er gerne, nicht zuletzt aufgrund seiner eigenen Rettung und Behandlung, einen positiv gestimmten Artikel über die Arbeit der Croce Rossa hier in Albanien verfassen würde, was der Arzt erfreut zur Kenntnis nahm.

Er führte ihn durch das Lazarett, das im Ganzen aus vier Zelten bestand, unter anderem einem kleinen, das die spärlich ausgestattete Apotheke und das Depot beherbergte. Dort erregte ein seltsamer Kolben, an dem zwei Schläuche befestigt waren, seine Aufmerksamkeit. Zickler hatte so ein Ding noch nie gesehen. Das sei eine *pompa di peristaltica*, eine Blutpumpe, eine ganz neue, übrigens deutsche Erfindung. Sie sei allerdings noch nicht im Einsatz gewesen. Dann betraten sie eine Art Operationszelt, in dem der Arzt schon mehr als ein Dutzend Geburten, drei Amputationen, ein paar Blinddärme und unzählige Brüche und kleinere Verletzungen über die Bühne gebracht haben wollte. Welcher Art »kleinere Verletzungen« seien, fragte Zickler und erhielt die Antwort, »kleinere Verletzungen« seien vor allem Verletzungen durch Messerstiche.

Im größten Zelt standen zehn Feldbetten, die alle belegt waren, überwiegend mit Kindern. Die Malaria, erklärte der Arzt achselzuckend, die bei den Kleinen die schlimmsten Folgen zeitigte, Koma und Tod binnen weniger Tage seien leider nichts Seltenes. Und solange die nahen Sümpfe nicht trockengelegt seien, werde sich daran auch nichts ändern. Hier im Lazarett könnten sie, wenn die Eltern ihnen die Kinder brächten, kaum mehr etwas tun. Es gebe einfach nicht genug Chinin, um alle Familien im Lager zu versorgen. Ob Zickler denn regelmäßig Prophylaxe betreibe – sonst könne er ihm eine Schachtel Tabletten überlassen.

Zickler hatte noch eine halbvolle Packung im Hotel, steckte die Tabletten dennoch dankend ein, notierte sich den Namen des Arztes, der Römer war und sich nach Abschluss des Studiums für drei Jahre bei der Croce Rossa verpflichtet hatte, offensichtlich, um dem Militärdienst zu entgehen. Er schien aber im Grunde unpolitisch zu sein, wusste nichts über die Lage in Albanien und das Spiel der Großmächte zu sagen. Auf die Frage Zicklers, wie er die Aussichten der Aufständischen um den von Italien unterstützten Essad Pascha einschätze, zuckte er nur mit den Achseln. Dann wurde er von einer der Schwestern ins große Zelt gerufen und ging merkwürdig langsam, wie schlafwandelnd zu seinen Patienten.

Es schien Zickler fraglich, ob er seine Bauernfamilie, nach der er gesucht hatte, je wiedersehen würde, vielleicht war sie auch schon weitergezogen. Er hatte jedenfalls genug erlebt. Nachher im Hotel würde er den bizarren Zwiespalt einer machtpolitisch ambitionierten Nation beschreiben. Die Italiener lieferten Waffen nach Albanien und zugleich Ärzte, die die Wunden, die diese Waffen rissen, behandelten. Großartig.

Wieder in der Stadt, hörte er den Gebetsruf Maghrib, es war also schon gegen fünf Uhr, viel zu spät, um noch zum Hafen zu gehen, der Postdampfer war schon lange entladen. Also marschierte er, verschwitzt wie er war, direkt ins Hotel de Paris und fand die eben eingetroffene gestrige Abendausgabe der *Neuen Zürcher Zeitung* sauber eingespannt auf einem großzügigen Pressetisch. Sein Artikel, vom Redakteur etwas plump, wie er fand, »Mit Krupp gegen Moscheen« überschrieben, war auf der Titelseite untergebracht, als Aufmacher der internationalen Politik, »von unserem Sonderkorrespondenten Adolph Zickler, Durazzo«.

Der beste Champagner hätte seine Lebensgeister nicht so stimuliert wie die Freude, endlich wieder seinen eigenen Namen gedruckt auf einer Zeitungsseite zu lesen, und doch überlegte er, welchen zu bestellen, als schon ein Kellner zu ihm trat und ihm ein Glas echten französischen Schampus servierte. Zur Erklärung wies

er auf einen am hinteren Ende in einem Alkoven stehenden Tisch, an dem fünf ihm nun zuprostende Herren saßen.

Es waren allesamt Schreiberlinge, unter denen das Auftauchen Albaniens und seiner Hauptstadt an so prominenter Stelle einer wichtigen Zeitung sofort bemerkt worden war und eine kleine Euphorie ausgelöst hatte. Zickler war für sie ein Held, der ihnen allen helfen würde, mehr von ihren Texten gedruckt zu bekommen. Jetzt, wo die *NZZ* solch ein Zeichen gesetzt hatte, gefiel es ihnen gleich wieder besser in Durazzo, und was für eine herrliche Gelegenheit, mit dem neuen Helden unter den internationalen Journalisten zusammensitzen und einen heben zu können. Wie sich im Gespräch herausstellte, hatte noch keiner von ihnen die Flüchtlingslager vor der Stadt aufgesucht. Alle hatten sie zu große Angst vor der Malaria. Mit keinem Wort erwähnte er die Geschichte, die er darüber vielleicht schreiben wollte.

Als er danach in sein Hotel kam, überreichte man ihm ein Telegramm, das von der österreichischen Post zugestellt worden war. Der Chefredaktor persönlich bedankte sich für den Artikel. Wenn möglich weiteren, soziale Lage Albaniens betreffend. Weiterreise nach Konstantinopel begrüßenswert. 250 Goldfranken angewiesen, zur Abholung k. u. k. Postamt, Durazzo.

Zickler atmete einmal kurz durch, ließ das Telegramm sinken und bestellte ein Abendessen aus Lammfleisch, Rosmarinkartoffeln und zwei Flaschen Weißwein auf sein Zimmer. Heute Nacht würde er wieder einmal am Schreibtisch spielen.

## 7

Konsulatssekretär Amadeus Toth, der oft die Augen zusammenkniff, wie um sein Gesichtsfeld den spielzeughaft wirkenden Rundgläsern seiner Brille anzupassen, blickte auf, als Stichnote das Pellegrino'sche Wohnzimmer betrat, in welchem er seinen improvisierten Arbeitsplatz hatte, und schüttelte ungläubig den Kopf, als

er sah, dass der Obermaat das erst vor wenigen Tagen ausgeliehene Buch unter dem Arm hatte.

»Wie ist das möglich? *Der Tunnel* hat doch vierhundert Seiten. Haben Sie womöglich Ihren Dienst geschwänzt?«

Stichnote erläuterte ihm die, wie er wusste, auf Goethe zurückgehende Technik des Schnelllesens, die ihm einer seiner Lehrer auf der Torpedoschule in Flensburg beigebracht hatte und bei der es darum ging, sich vom Lesen einzelner Wörter zu lösen und stattdessen die ganze Zeile zu erfassen. So wie man sich ja auch während der Volksschule vom mühseligen Zusammenbuchstabieren der Wörter befreit habe und diese mit einem Blick erfasse, so sei es auch für die Breitseite eines gesetzten Textes möglich, diese in der Zusammenschau zu lesen, wie ein Bild, das man ebenfalls im Ganzen betrachten und begreifen könne, ohne zuvor jedes Detail genau bestimmt zu haben.

Diese Erklärung löste bei dem Sekretär energisches Nicken aus. Er erklärte, diese Schnellesekunst selbst erlernen zu wollen, und gab seinem Bedauern Ausdruck, nicht schon früher davon gehört zu haben – was bedeutet hätte, dass er mehr Bücher hätte lesen können. Aber wie auch immer. Er sei gerade erst von einer Dienstreise aus dem internationalisierten Skutari zurückgekehrt, worüber es zu berichten gelte, und müsse hier auch noch kurz einen Artikel aus einer italienischen Zeitung durchsehen und ihn mit anderen Nachrichten, die düstere Lage Albaniens betreffend, für das Amt zusammenfassen.

»Letzte Woche fingen die Italiener offiziell damit an. Jetzt scheint's, will sich Serbien auch noch sein Teil holen. Von den Griechen unten im Norden ganz zu schweigen. Vielleicht wären die Albaner doch besser bei den Türken geblieben. Kann einem vorkommen, als wäre das freie Albanien nur gegründet worden, damit es von seinen Nachbarn Stück für Stück zerlegt wird wie ein Hammel am Spieß.«

Toth stutzte und drehte seinen schmalen Kopf mit dem spärlichen blonden Haar, das ibisartig in die Höhe stand, mit ruck-

artigen Bewegungen hin und her. Er kratzte sich versonnen die Nase und beugte sich dann wieder über seine Schreiarbeit, deren Fortsetzung ihm ein kindliches Lächeln aufs Gesicht zauberte. Das präzise Kratzen seiner Feder, dem man die vorbildlich lesbare Schrift geradezu anhörte, erfüllte den Raum, in dem die Werkzeuge und Elixiere des Schreibers, seine Bücher, Zeitungen, Zeitschriften, Manuskripte und Elaborate alle freien Flächen bedeckten.

Stichnote trat ans Fenster. Ein beeindruckender Schwarm Schwalben zog Kreise um die Villa. Klar hoben sich ihre dahinschießenden Leiber gegen den dunstigen Vormittagshimmel ab wie gegen ein graublaues, doch makellos reines Tuch, auf das die Vögel unermüdlich Zeichen schrieben.

Schwalben, Amseln und die Lerchen der frühen Morgenstunden, Meisen und Spatzen, die sich um Brotkrumen zankten – nichts davon gab es auf See, und seit Stichnote zum Konsulatsdetachment kommandiert worden war und sich also Tag und Nacht an Land befand, genoss er jede Spielart der mannigfaltigen Vogelexistenzen. Da das Reichsmarineamt bei den neuen Schiffen verstärkt auf Funkentelegrafie setzte, gab es nicht einmal mehr das Gurren mitgeführter Brieftauben zu hören, mit denen man im Notfall dem fernen Oberkommando zumindest korrekt vom Untergang des Schiffes seiner Majestät hätte Mitteilung machen können, wenn Knallfunkensender und Morseempfänger längst unter Wasser standen. Dabei hatte Stichnote im Sommer 1912, kurz vor der Abfahrt ins Mittelmeer, sogar noch die Qualifikation als Brieftaubenschlagleiter gemacht, vorzüglich begabt im Umgang mit dem nachrichtentragenden Geflügel.

Für einen Moment schloss er die Augen, die Sprache der Schwalben versetzte ihn zurück in sein Elternhaus nach Giesing, in die Sommer auf dem Land bei ihrer Verwandtschaft in der Nähe von Pfaffenhofen, wo er bei der Hopfenernte Geld verdiente, in die Nachmittage auf der Realschule und die Fußmärsche zur Arcisstraße, wo die Technische Universität stand, und schließlich nach Flensburg. Denn auch dort deuteten die Schwalben Erwartung

und Gegenwart und durchteilten den Ozean der Sehnsucht, der Stichnote erfüllte.

Und heute Abend würde er an einer verlockenden Insel anlegen, die den wunderbaren Namen Arjona trug. Es schauderte ihn vor Vorfreude.

»Omnia possideat, non possidet aera Minos . . .«, sagte Amadeus Toth unvermittelt von hinten, dem über seiner Schreibearbeit Stichnotes träumerische Betrachtung des Vogelflugs nicht entgangen war.

»Tut mir leid«, sagte der Obermaat, »ich war auf der Realschule. Kann leider kein Latein . . .«

»Ach, nicht so wichtig, bloß Ovid«, sagte der Schreiber, stand auf und trat zu Stichnote.

»Das denkt sich Dädalus, bevor er sich und seinem Sohn die Flügel baut, um seinem abscheulichen kretischen Gefängnis zu entkommen. Heißt so viel wie: Alles kann man besitzen, aber nicht die Luft. Setzen wir uns doch.«

Ein wenig geistesabwesend griff sich Toth eine auf dem überfüllten Tisch liegende Zeitschrift. *The Egoist*. Ein triumphal aufrührerischer Titel. Sehr modern.

Während der Schreiber die Zeitschrift ungeduldig durchblätterte, erklärte er Stichnote, dass er selbst nur aufgrund mangelnden Vermögens die Sekretärlaufbahn eingeschlagen habe, eigentlich Schriftsteller sei, besessen von der Idee eines literarischen Werks, in welchem nicht nur die Sprachen Europas, von denen er selber ein gutes Dutzend spreche, sondern auch jene des Orients wie Arabisch, Persisch und Hindi Eingang finden sollten. Ja, er wolle ein Werk verfassen, das gleichsam die Ursprache wiederherstelle, bevor der Turmbau zu Babel den Zorn Gottes und die vollständige Sprachverwirrung hervorgerufen habe. Deshalb lese er auch unentwegt die neuesten Bücher und Zeitschriften, derer er habhaft werden könne, aus Interesse, aber auch aus Sorge, ein anderer Schriftsteller oder Dichter oder Sprachkünstler hätte einen solchen vielsprachigen Text bereits vorgelegt.

»Mein Onkel, der in Südamerika lebt, ist ein Anhänger des Esperanto«, fiel Stichnote ein.

Der Sekretär sah kurz von seiner Zeitschrift auf, nickte anerkennend, schien dann aber auf etwas gestoßen zu sein, das seine Aufmerksamkeit fesselte. Er murmelte unverständlich, zog seine Stirn sorgenvoll in Falten und schürzte die Lippen, als wolle er eine imaginäre Flüssigkeit einsaugen, und buchstabierte lautmalend ein paar englische Zeilen. Dann knickte er die Seite, die er gerade noch gelesen hatte, brutal um und legte die Zeitschrift weg.

»Das ist eine Suffragettenschrift! Der Leitartikel thematisiert die jüngsten Bombenattentate in Australien. Ich weiß nicht, ob Sie davon gehört haben?«

Der Obermaat schüttelte den Kopf.

»Ob mit oder ohne Wahlrecht – in dreißig Jahren werden die Frauen so oder so das Sagen haben. Werden den Laden übernehmen. Haben doch jetzt schon alles in der Hand ...«

Er blickte düster drein, dann aber lachte er und deutete auf Stichnotes silberne Movado.

»Schauen Sie sich selbst an, Herr Obermaat: Es waren Mütter und Kindermädchen, die ihre Uhren als Erste um die Handgelenke banden, damit die Kinder sie nicht erwischen konnten! Kein Mann hätte vor, sagen wir, na ja, zehn oder meinetwegen auch zwanzig Jahren eine Uhr am Handgelenk getragen. Niemals – man war doch keine Frau! Und jetzt hat sogar ein glänzender junger Angehöriger der Kaiserlichen Marine, ein Krieger im besten Alter, eine Armbanduhr! Tempora mutantur!«

Stichnote war tatsächlich der Erste seiner Münchener Familie, der eine Armbanduhr besaß, doch war diese ein Geschenk des Überseeludwigs, das letzte übrigens, das er vom Jäger des Copals erhalten hatte: pünktlich zum Abschluss der Funkerschule und bevor es auf die erste große Fahrt ging.

Es war kaum vorstellbar, dass jemand durch den südamerikanischen Dschungel pirschte und eine Taschenuhr dabeigehabt hätte. Insofern war seine Armbanduhr mit einer Welt der Gefahr und des

Abenteuers verbunden, und das Argument des Konsulatsschreibers fand Stichnote an dieser Stelle seltsam – weshalb er nur lächelte und nichts erwiderte.

Toth fasste, nun schon wieder lustiger, in die Innentasche seines Sakkos, holte ein schmales Etui hervor und bot Stichnote eine Zigarette an, die dieser dankend ablehnte.

»Ein Soldat, der nicht raucht?«

»Wissen Sie, bei mir daheim raucht jeder, vor allem meine Brüder qualmen die ganze Zeit. Gerber. Hab mit acht meine erste Zigarette gestaubt und gleich wieder aufgehört – war einfach schon zu viel Qualm überall. Aber ich kann Sie beruhigen, ab und zu rauche ich schon mal eine. Aber selten.«

Stichnote legte nun *Der Tunnel* auf den Tisch. Toth betrachtete das Buch liebevoll, da es wieder zu ihm zurückgekehrt war, und fragte Stichnote, ob dieser schon einmal von der Scharia gehört habe? Stichnote verneinte. Die Scharia sei das Gesetzbuch der Muselmanen und gehe auf den Propheten Mohammed zurück. Während dieser für Diebstahl gleich welcher Art das Abhacken der Hand verlange, mache er bei Büchern eine Ausnahme. Da es ja ausschließlich um den Inhalt gehe, wiege der Diebstahl eines Buches weniger schwer. Der Inhalt bleibe erhalten, das Buch aus Seiten und Tinte oder Druckerschwärze sei nur ein Träger.

Toth nickte anerkennend, so als bewundere er die Weisheit des Propheten Mohammed. Dann nahm er *Der Tunnel* zur Hand und blätterte versonnen darin, während er kleine Rauchwölkchen ausstieß.

»Ist ein sagenhafter Erfolg im ganzen Reich, Hunderttausende Exemplare hat Kellermann verkauft. Wird angeblich bald in Amerika erscheinen. Aus der Geschwindigkeit, mit der Sie es – Lesetechnik hin oder her – verschlungen haben, entnehme ich, dass es Ihnen gefiel?«

»Schon. Es ist ein wenig wie ... in der Geisterbahn vielleicht, für Momente zweifelt man daran, dass alles nur Erfindung ist, und ob es vielleicht doch stimmt. Das ist spannend. Etwa, wenn immer

wieder die Rede vom Tunnel unter dem Ärmelkanal ist, dem Vorläuferprojekt. Für fünf Sekunden war ich mir zumindest unsicher, ob's den nicht tatsächlich gibt. Verläuft er nicht zwischen Le Havre und Dover? Dadurch kommt man manchmal ins Schwimmen. Das hat mir gefallen.«

»Auch wenn Kellermann nicht selten übertreibt. Bücher zum Beispiel scheint es bei ihm überhaupt nicht mehr zu geben; kann mich nicht erinnern, in irgendeinem Buch der letzten Jahre, das auf solchem Terrain spielt, so wenig von Literatur gehört zu haben wie in *Der Tunnel*.«

»Dafür gibt es Telekinematografie. Fern-Sehen. Kein Wunder, dass bei ihm niemand liest.«

»Ja«, der Sekretär lachte, »und das Beste ist die eine Stelle, an der Kellermann beschreibt, wie die Fernsehgesellschaft ihren größten Erfolg einfährt – die Sendung, in der gezeigt wird, wie der große Tunnelbauer eine Sendung über sich selbst anschaut. Wird es das jemals geben?«

»Was jetzt? Fernsehen? Das gibt es doch schon.«

Stichnote berichtete, dass vor nicht allzu langer Zeit ein Privatdozent in seiner Heimatstadt München eine Vorlesung über drahtloses Fernsehen gehalten habe. Ein Kathodenstrahl könne so zerlegt werden, dass es möglich sei, auf einer Braun'schen Röhre zu schreiben und zu zeichnen, Signale liefere ganz leicht das Selen. Es fehle allerdings ein Aufzeichnungsgerät – dessen Erfindung er sich aber nur noch als eine Frage der Zeit vorstelle, denn sobald der eine Teil gefunden sei, dauere es nicht lange, und sein Gegenstück werde gleichfalls entwickelt. Das sei ein Gesetz der Technik.

Toth hatte nicht die geringste Ahnung, wie eine Braun'sche Röhre funktionierte oder was ein Kathodenstrahl war. Er wusste auch nichts von Elektronenströmen, träumte jedoch davon, wieder einmal elektrisches Licht zu haben, um seine Lektüre nachts länger fortsetzen zu können.

»Man hört gar nicht, dass Sie in Bayern aufgewachsen sind. Nicht, dass mich das stören würde«, knüpfte Toth an.

»War jahrelang in Flensburg auf der Schule«, sagte Stichnote, gab aber den letzten Worten jene von Toth offenbar vermisste Farbe, indem er ein paar Konsonanten verschluckte und dem Ganzen die süß-milden Konturen breiten Bayerischs verlieh, die auf der Stelle ein entzücktes Grinsen auf das Gesicht des Schreibers zauberten.

»Kann er es also doch! Sehr schön. Da habe ich auch gleich ein Buch für Sie. Als alter Münchener haben Sie von dem Autor vielleicht schon gehört.«

Er reichte Stichnote ein schmales Bändchen.

Stichnote blätterte die ersten Seiten auf.

Auch wenn er sich beim Gedanken an seine Heimatstadt nicht unbedingt einen Spaziergang durch das als Künstlerdorf verschriene und zugleich berühmte Schwabing vorgestellt hätte, sondern das Geräusch der Eisenbahn, die an ihrem Haus in Giesing vorüberfuhr, das Geplärr der Marktleute in der Au und die bestialisch stinkende Gerberei, in der die Stichnotes seit drei Generationen ihr Auskommen fanden, so zog ihn der Text doch sogleich an. Denn als vom Aumeister-Biergarten die Rede war, unter dessen herrlichen Kastanien er, wie der Zufall es wollte, Abschied gefeiert hatte, bevor es mit der BRESLAU ins Mittelmeer gegangen war, war er gerührt und beschloss, das Buch auszuleihen.

Er klappte es wieder zu und betrachtete es. *Tod in Venedig*. Ende März erst waren sie im Geschwader mit dem schweren Kreuzer GOEBEN, dem Flaggschiff ihres Verbands und der viel kleineren, aber schnellen BRESLAU dort vor Anker gegangen und hatten die Yacht HOHENZOLLERN von der Lagunenstadt nach Korfu begleitet, wo der Kaiser mit seiner Familie den Frühling verbrachte.

»Klingt irgendwie nach . . . einer Gruselgeschichte.«

»Der Autor hat einen Hang zum Morbiden. War schon in seinem Debüt so, übrigens ein sensationeller Erfolg damals. In diesem Fall hat er sich eine orientalische Erzählung zur Vorlage genommen. Ein Künstler, Schriftsteller, um genau zu sein, versucht seinem Tod zu entgehen, flieht in eine andere Stadt, wo ihn der Knochenmann dann erwischt. Großartig.«

»Gut, danke«, sagte Stichnote, ohne auf die schauerliche Begeisterung des Konsultatssekretärs einzugehen, und nahm das schmale Werk mit keineswegs befriedigter Miene an sich. Ganz klar, er wünschte noch mehr Lesestoff.

Die Freude darüber war Toth anzusehen, der nun aus einem wüst bepackten Regal weitere Bücher heranschleppte wie ein fliegender Händler, der seine Ware endlich einmal einem interessierten Kunden vorstellen durfte. Bevor es dazu kam, klopfte es unrhythmisch am Rahmen der offenstehenden Tür. Shemsi, der albanische Hausdiener, erschien. Er zuckte kurz mit dem Kopf.

»Ach Gott, sind die Kollegen schon da?«, fragte Toth mit blitzartig eingestelltem offiziellem Tonfall. Der Hausdiener nickte, ohne wirklich zu nicken, die beiden waren – das wurde Stichnote klar – ein perfekt eingespieltes Paar. Toth drückte augenblicklich die Zigarette aus, bat den Obermaat, doch noch hier zu verweilen, er käme gleich wieder, schritt beherzt zur Tür, gab dem um zwei Köpfe kleineren Shemsi einen fast schon begeistert zu nennenden Schlag auf die Schulter und verließ mit ihm den Salon.

## 8

Die Movado zeigte an, dass es Viertel vor neun Uhr war. Noch eine Viertelstunde, bis er sich bei Leutnant Dönitz zu melden hatte. Stichnote verstand sich ausgezeichnet mit Dönitz, einem der mit der Lupe zu suchenden Nichtadeligen, die es ins Offizierskorps der Kaiserlichen Marine geschafft hatten.

Unter den jungen Offizieren, die seit ein paar Jahren aus dem roten Schloss in Flensburg-Mürwik kamen, dominierten die Sprösslinge der einflussreichsten Familien des Reichs, wobei Preußen, genauer die Junkerfamilien aus Ostpreußen und Brandenburg klar bevorzugt wurden. Dönitz stammte aus einer Bürgersfamilie und war in verschiedenen Städten Thüringens aufgewachsen; vielleicht war keine darunter, die sich mit München vergleichen ließ,

aber der Mann war in Ordnung. Das Einzige, worauf er – ansonsten die Großzügigkeit in Person – giftig reagierte, war Unpünktlichkeit.

Stichnote griff sich also beherzt einige der zahlreichen, vom Schreiber herangeschleppten Bücher. *Ssanin* stand auf dem einen. Der Autor hieß Artzibatschew, wohl irgendein Russe, von dem Stichnote noch nie gehört hatte. Es gab ein Vorwort des Münchener Verlags, das er überflog, um nach ein paar Absätzen zu lesen, das Buch habe in Russland wie eine »erlösende Predigt geklungen«, welche als das »einzige Glück und den eigentlichen Sinn des gefundenen Lebens den ungehemmten Geschlechtsgenuss« empfahl. Sofort pulsierte das Blut in seinem Unterbauch und natürlich dachte er an Arjona, die er seit ihrer ersten Begegnung auf dem Basar viermal gesehen hatte, ohne mehr von ihr berührt zu haben als ihre Hand. Als er auf eine Stelle stieß, wo irgendein junger Russe an einem warmen Sommerabend die Phantasie durchlebte, seine Freundin oder jedenfalls ein geliebtes Mädchen mit einer Rute zu peitschen und ihr Striemen auf ihrem »milchzarten« Hintern zu verpassen, klappte er es zu. Klappte es sofort wieder auf und las weiter. Die Schilderungen körperlicher Züchtigungen hörten gar nicht auf. Ihm wurde heiß. Er klappte es wieder zu. Nicht sein Buch. Oder eigentlich gerade – war doch während der paar grundständigen Albanischstunden, die Arjona ihm gegeben hatte, eine vertrauliche Empfindungswelt entstanden, voller Zuneigung und so anrührend höflich, dass es ihm einen Stich gab, wie sehnsüchtig er auf den Augenblick wartete, in dem sie sich endlich näherkommen würden. Vielleicht heute Nacht. Doch ließ er gerade deshalb die Finger von dem Russen. Zu heiß.

Das nächste Werk war auf Englisch und hieß *Tarzan of the Apes*. Unverständlich, aber interessant. Es spielte im afrikanischen Dschungel. Die Handlung begann mit irgendeinem Kolonialkonflikt. Die Herrin der Welt, das Britische Empire, entsandte einen Offizier, um nach dem Rechten zu sehen. Eigentlich reizte es Stichnote, zu erfahren, wer oder was »Tarzan« nun war, doch dann

störte ihn der dünnelhaft weltläufige Offizierston der Erzählung. Er legte es weg.

Er sah sich das schmale Bändchen einer Autorin mit dem vertraut klingenden Namen Gertrude Stein an, das aber seltsamerweise auf Englisch geschrieben war. Dann fand er einen Heinrich Mann, *Die kleine Stadt*, fragte sich kurz, ob das ein Verwandter des Venedig-Manns war, und schob es zur Seite. Ein Mann war genug. Daneben *Die Verwirrungen des Zöglings Törleß*, offenbar eine Internatsgeschichte, die er gleich wieder weglegte, weil ihm zwei Jahre Torpedoschule gereicht hatten.

Jetzt endlich entdeckte er das Buch, das er offenkundig gesucht hatte. Mancherlei zwiespältige Empfindungen hatten die Titel und Bücher aus Toths Bibliothek bei ihm ausgelöst, doch nun war er so überrascht, dass er es sofort in die Hände nahm und den ersten Satz las:

*Die ältere Bienendame, die der kleinen Maja behilflich war, als sie zum Leben erwachte und aus ihrer Zelle schlüpfte, hieß Cassandra und hatte großes Ansehen im Stock. Es waren damals sehr aufgeregte Tage, weil im Volk der Bienen eine Empörung ausgebrochen war, die die Königin nicht unterdrücken konnte.*

Als er, ohne länger zu zögern, die anderen Bücher wieder aufeinanderstapelte, Bonsels' Roman aber an sich nahm und vorsichtshalber unter seiner Uniformjacke verbarg, dachte er an die Meinung des Propheten Mohammed über den Bücherraub.

Er eilte die Treppe hinab, betrat seine Kammer und verstaute *Die Biene Maja* unter dem Kopfkissen, *Tod in Venedig* im Seesack. Er warf einen Blick in seinen Handspiegel und stellte fest, dass er manierlich genug aussah, um einem Offizier gegenüberzutreten.

»Ti je e bukur ...«, murmelte er im Hausflur ein paar Mal vor sich hin, aufgeregt und voller Vorfreude, da er noch nie einem anderen Menschen gesagt hatte, dass er ihn schön fand. Die Kathi hatte er gemocht. Aber Arjona ergriff ihn. Und heute Abend wollte er ihr sagen, wie sehr.

Draußen traf er die beiden Matrosen, die gerade von ihrer Wache abgelöst worden waren. Sie grüßten Stichnote korrekt und schlugen sich in das in der Mitte des Gartens angelegte Zeltlager, um zu frühstücken.

Als Stichnote den Garten halb durchquert hatte, hörte er den singenden Aufprall eines Tennisballes auf einen stramm gespannten Schläger, während ein dumpferes Geräusch, ein Ploppen, kurz danach den Aufschlag auf der Gartenmauer markierte. Die Formel schoss ihm durch den Kopf, mit der man die zwischen dem Abfeuern eines Geschosses und seinem Einschlag vergehende Zeit berechnete.

»Guten Morgen, Herr Leutnant.«

Leutnant zur See Karl Dönitz fing den heranschnellenden Ball mit der linken Hand. Seinen Drall aufnehmend, federte er in den Hüften und schien noch einen Sekundenbruchteil seiner Flugbahn zu gedenken, jenes energetischen Bogens, den auch Stichnote respektvoll wahrgenommen hatte. Er ließ den Ball noch einmal auf dem staubigen Gartenboden aufhüpfen und fasste schließlich Ball und Schläger mit einer Hand. Dönitz sah seinen Obermaat an.

»Schon ausgeschlafen?«

Stichnote stutzte einen Moment, war aber nicht bereit, auf diese Bemerkung einzugehen. Wenn der Chef des Kommandos der Meinung war, der hier zu nächtlicher Tätigkeit verpflichtete Funker sollte der Ordnung halber wie alle anderen auch um sechs Uhr aufstehen, würde er es bestimmt anordnen.

»Hier ist die Nachricht der BRESLAU von letzter Nacht.«

Sie besagte nur, dass sich nichts an der Aufgabenstellung – Bewachung des Konsulats, Schutz des Fürstenpalastes – ändere. Dönitz überflog das Papier und steckte es mit einem kopfnickenden Zwinkern ein.

»Würde da gerne noch etwas mit Ihnen besprechen, Herr Leutnant.«

Dönitz nahm den Ball wieder in die Linke und stellte sich zum nächsten Schlag hin, ohne angespannt oder allzu gelangweilt zu wirken. Jetzt lächelte er sogar andeutungsweise. Stichnete hatte seine zwei Minuten.

Er gab dem Offizier ein Bild der Lage aus funkverkehrstechnischer Sicht, betonte die Spannung, die über dem modrigen Hafen lag.

»Man kann ja kaum einen Schritt gehen, ohne von einer Meute verfolgt zu werden. Selbst nachts. Weiter außerhalb, den Sümpfen zu, hausen die Leute jetzt schon zu Tausenden. Die Stadt ist voll mit Flüchtlingen. Sobald die Sonne untergeht, werden die Ecken lebendig.«

»Heißt?«

»Ich würde gerne eine Änderung bei unserer Nachrichtenübermittlung vorschlagen. Der Geheimhaltung wegen.«

Dönitz blinzelte, sagte nichts und musterte Stichnete. Die Sonne kam gerade über die Mauer und setzte Lichtkronen auf die roten Blüten des Oleanders, der übermannshoch wuchs. Stichnete zog die Stirn in Falten, ein fragender Blick, den er sich auf dem Schiff wahrscheinlich niemals erlaubt hätte, und legte dem Offizier enthusiastisch dar, wie er sich den Lichtmorsediens ab sofort vorstelle: ohne bewaffnete Eskorte, zu unregelmäßigen, aber natürlich mit dem Schiff abgestimmten Zeiten, ganz alleine und unauffällig. Nur er, Obermaat Stichnete und seine Daimon.

Er blickte den Leutnant, der keine Miene verzog, unsicher an, wusste für einen Moment nicht mehr weiter, doch dann erreichten ihn Töne italienischen Belcantos. Caruso sang wieder, und Stichnete hatte eine Eingebung. Mit einem Schlachtschiff in den

Hafen zu fahren, sei doch etwas anderes als still und heimlich wie mit einem modernen Unterseeboot zu tauchen und seine Beobachtungen heimlich anzustellen. Jetzt erst schien Dönitz aufzumerken, dachte kurz nach, stellte sich zum Aufschlag bereit und gewährte Stichnote – schon in höchster sportlicher Konzentration – seinen Wunsch. Probeweise. Stichnote dankte knapp und trat ab.

Er vernahm das sehnige Geräusch eines Tennisschlägers, der auf seinen besten Freund, den Ball trifft und wenige Sekunden später, das leisere, fernere Ploppen des Abprallers. Aber noch bevor re-  
tourneriert wurde, war des tennisspielenden Dönitz überraschende Entscheidung schon in Stichnotes Dienstblutbahn eingetreten und ließ ihn ganz und gar gutgelaunt ins Küchenzelt treten.

Dort erwartete der niederrheinische Smut die Anlieferung des zweiten Frühstücks, welches der andere Smut einzukaufen vor gut zwei Stunden losgegangen war, und zwar in Begleitung eines Bewaffneten, dummerweise auch eines Schwaben, weshalb der zurückgebliebene Smut beim Obermaat die Vermutung äußerte, der andere Smut und dessen Kumpel säßen beim Schnaps und sie hier oben bekämen dann wieder nur steinharte Brötchen von gestern.

Es war offensichtlich, dass er das Ganze gar nicht so sehr der Sache nach kritisierte, sondern eher neidisch war, das Frühstücksgeld nicht selbst so wohlfeil einsetzen zu können, um dafür auch noch in den Genuss von Rrushi zu kommen.

Stichnote schlürfte eine Tasse Brühe, in welche er das trockene Brot vom ersten Frühstück tauchte. Er hörte scheinbar aufmerksam zu, doch keine Beschwerde hätte ihm gleichgültiger sein und kein Essen besser schmecken können. Lustvoll biss er immer wieder auf den sich seit Monaten vernehmlich meldenden Stockzahn oben links. Eine noch aus Giesing stammende Karies hatte während der zwei Jahre Torpedoschule geduldig eine beachtliche Mulde gegraben, immer gerne von Stichnotes sensibler Zungenspitze erkundet, mittlerweile aber so tief geworden, dass er, um auf

ihren hochinteressanten Grund zu kommen, hart-krustige Nahrungsbrocken als Lote benutzte.

Kaum etwas hatte er so konsequent betrieben wie die trickreiche Umgehung der für alle Marineangehörigen obligatorischen Zahnarztbesuche. Es war sein erster durchgerosteter Zahn, und so hatte er keine Vorstellung, welche Prachtblüten des Schmerzes bald aus jenem haarfeinen Keim erblühen sollten, mit dem er im Moment noch ausgelassen wie ein Knabe mit einem Stecken spielte.

Der Schwabe kehrte ausgesprochen fröhlich mit einem Sack Brot zurück, und Stichnote verließ das Küchenzelt schnell genug, um jeder Verwicklung zwischen den Smuts aus dem Weg zu gehen, die bis auf das Einkaufen von Brot und einigen Grundnahrungsmitteln nichts anderes zu tun hatten, als mittags runter zum Hafen zu fahren und das in der Bordküche der BRESLAU gekochte Essen abzuholen. Zehn Portionen Mannschaftsessen und zwei Offiziersmahlzeiten, die eine für Leutnant Dönitz, die andere aber, da der ursprünglich vorgesehene zweite Leutnant kurzfristig vom Kommandanten gestrichen worden war, ohne dass der Bordküche von dieser Änderung Nachricht gegeben worden wäre, für Stichnote. Neben dem Einzelzimmer ein weiterer Aspekt, der den Aufenthalt des Obermaats in der jungen albanischen Hauptstadt zu etwas Außergewöhnlichem machte, wie überhaupt sein virtueller Offiziersstatus als Zweitrangältester innerhalb des Kommandos ihm ein ungewohntes Lebensgefühl verschaffte, das etwas von Urlaub hatte.

Während der zweijährigen Ausbildungszeit war Sebastian von Flensburg aus dreimal mit einem Reichsmarinetransportschein dritter Klasse nach München in den Urlaub gefahren, zweimal über Weihnachten und zuletzt im Sommer vor zwei Jahren.

Die ersten Stunden nach der jeweiligen Rückkehr in sein Vaterhaus waren immer schön gewesen, doch brauchten nur ein paar Tage zu vergehen, bis er des engen Lebens dort in Giesing wieder überdrüssig wurde. Seine beiden Brüder, Franz und Bartholomäus, der Bartl gerufen wurde, hatten nach dem Tod des Vaters das erste

und zweite Stockwerk unter sich und ihren vielköpfigen Familien geteilt, im dritten schliefen die Hausmädchen, die Lehrlinge und ein Jungeselle, so dass ihn seine Brüder zuletzt beim Geisternazi unterm Dach einquartieren mussten, ihrem alteingesessenen Mieter.

Der Geisternazi, der eigentlich Ignaz Brunner hieß, war ein großgewachsener Tagelöhner, der sich seinen Lebensunterhalt in der nahegelegenen Gärtnerei der Stadt München verdiente, am Sonntag bei einem Verein in Schwabing für ein paar Mark Fußball spielte, das meiste Geld vertrank und schon seit jungen Jahren als Geist auf dem Oktoberfest arbeitete, eine nur zweiwöchige Tätigkeit, welche ihm aber so viel Freude und Erlebnisse bescherte, dass er das ganze restliche Jahr davon erzählen konnte. Als Sebastian noch ein Junge gewesen war, hatte ihn der Geisternazi abends oft über die Straße zum Bierholen geschickt, ihn großzügig dafür bedacht und dann von der Hervorrufung der Todesangst und dem wahren Schrecken erzählt und wie man sich als guter Geist anstellen müsse, um die Vorlauten ebenso wie die Beherrschten so anzu-gehen, dass sie für einen Moment wirklich glaubten, einem Wesen aus dem Jenseits gegenüberzustehen.

Neben dem Überseeludwig und der Zenz war der Geisternazi der Dritte seiner Lieblingsmenschen. Dennoch war der Geisternazi, der einen sägenden Mordsschlaf hatte, nicht die Person, mit der er im Urlaub eine winzige Dachkammer teilen wollte, nachdem er auf der Torpedoschule schon mit zwanzig schnarchenden und ausdünstenden Kameraden die Nächte verbrachte.

Mehr aber noch als diese unbefriedigende Schlafsituation bedrückte ihn die elend schlechte Stimmung in seinem Vaterhaus. Rivalen waren seine Brüder immer gewesen, doch während sie früher in der Arbeit zusammengestanden hatten, machte sich der schwelende, von Sebastians Schwägerinnen verkomplizierte Konflikt, der sich aus dem Platzmangel ergab, langsam auch in der Werkstatt breit. Was das Geschäft anging, blieben die Brüder verschwiegen, doch hatte Sebastian mitbekommen, dass Franz, der

um ein knappes Jahr ältere, der Meinung war, dass die Gerberei, so wie sie lief, nur eine Familie ernähren könnte – naturgemäß seine. Bartl hingegen sprach von einem Neubau weiter draußen. Allerdings war kaum Geld da, und auf dem Haus in der Kühbachstraße lagen bereits massive Hypotheken. Am liebsten hätte Franz, auf das Recht des Älteren pochend, den Bartl irgendwie ausbezahlt, aber da war noch Sebastian, der auch seinen Pflichtteil zu bekommen hatte, und den hatte er nicht flüssig. Man hing zusammen. Man konnte nicht auseinander. Und wollte spürbar doch nichts anderes.

So war Stichnote zuletzt alles andere als ungerne nach Flensburg zurückgekehrt und hatte dann beschlossen, sich für zwei Jahre regulären Dienst auf einem Schiff zu verpflichten. Seit er also im November 1912 mit der BRESLAU ins Mittelmeer gestochen war, stand fest, dass er seinen Dienst bis zum November 1914 leisten würde. Sodann würde er etwas von dem bis dahin eisern gesparten Sold in eine Schiffspassage von Hamburg nach Kolumbien investieren. Der Überseeludwig würde ihn dort erwarten.

Diese Zukunft lag klar vor ihm und die Zuversicht, die er daraus zog, umgab ihn wie ein stabiles Feld aus reinstem Sauerstoff, das ihm die Durchquerung jener stickig-heißen, von unaufhörlichem Stampfen durchzogenen Maschinenwelt aus Stahl und künstlichem Licht erleichterte. An manchen Tagen mochte er das Schiff sogar: wenn es endlich wieder einen Hafen anlief. Es fing stets mit einem Funkspruch vom Kommandeur des Verbandes an, der auf der GOEBEN saß und Konteradmiral Souchon hieß. Dem folgte ein wirrer Vogelschwarm an Befehlen, was während des Ankergehens alles zu erledigen sei, die Maschinen, Kohlen, Vorräte betreffend. Immer wieder gab es auch Sonderaufgaben. Passagiere mit delikatem Status waren zu befördern, so wie sie letztes Frühjahr Bruder und Schwiegersohn des Kaisers zu einem Familienbegegnis gebracht hatten, da König Georg von Griechenland ermordet worden war. Die Kommandanten hatten sich zu Festdinern auf Schiffen anderer Mächte einzufinden oder Offiziere als Boten an

